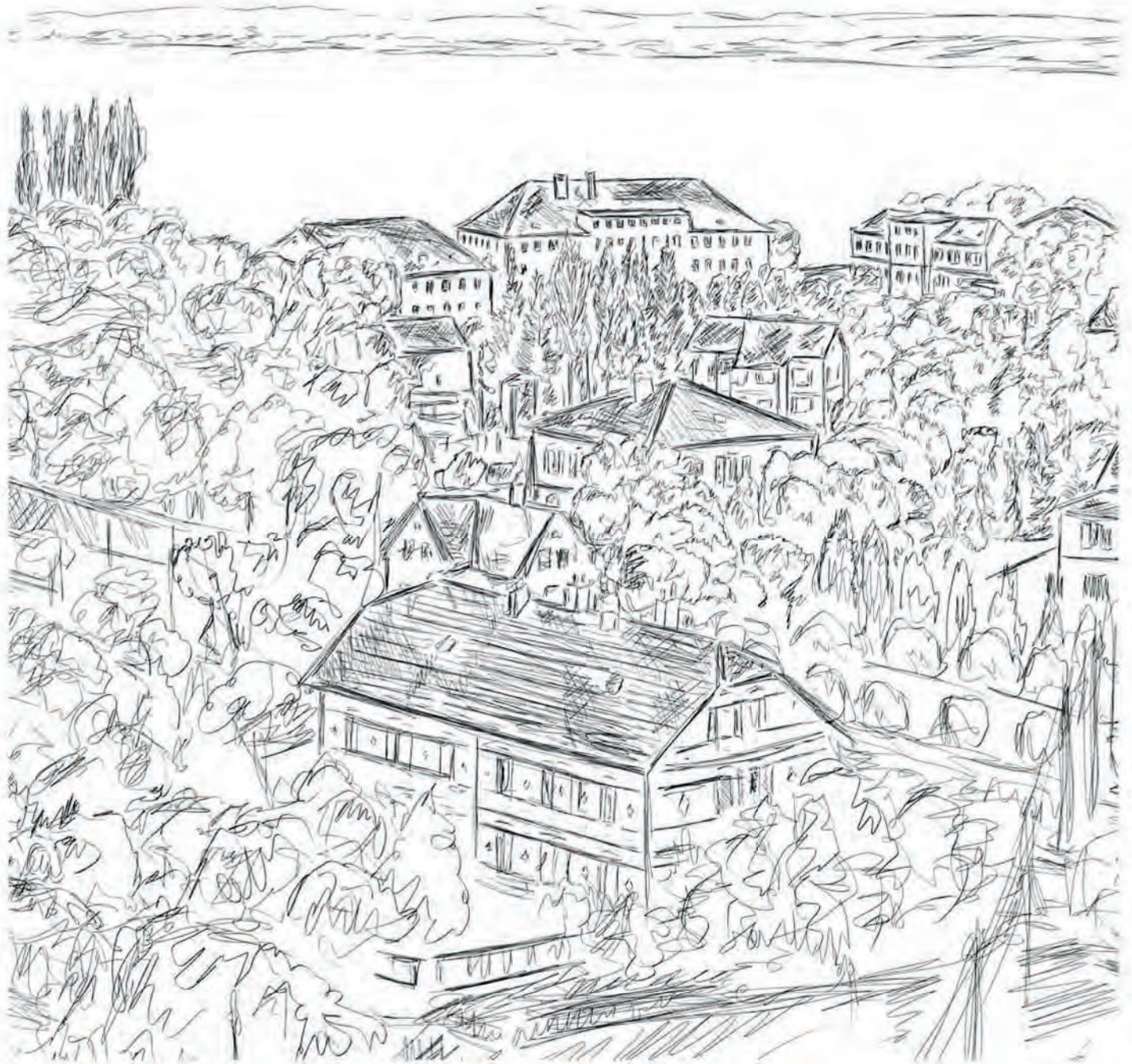


Annelis Dickmann-Meyer

«Seeseite Münsterlingen»



**Meine Ausbildung zur Psychiatrieschwester
und die Medikamentenversuche**

Münsterlingen, 1957 - 1960



Inhalt

Vorwort von Dr. Magaly Tornay	3
«Seeseite Münsterlingen» Meine Ausbildung zur Psychiatriseschwester und die Medikamentenversuche Erzählung von Annelis Dickmann	5
«Einblick in die Therapie einer Lehrtochter in Münsterlingen von 1957-1960» Kommentar von Bettina Dickmann-Surber	31
Bewerbung und Lebenslauf an der Klinik Münsterlingen	33
Auszug aus dem Reglement	35
Ausschnitte aus den Therapie-Protokollen	38
Briefverkehr	90

Text: Annelis Dickmann-Meyer
Illustrationen
und Layout: Bettina Dickmann-Surber
Lektorat: Sibylle Dickmann-Perrenoud

Basel, 2024
Im Eigenverlag

Vorwort von Dr. Magaly Tornay

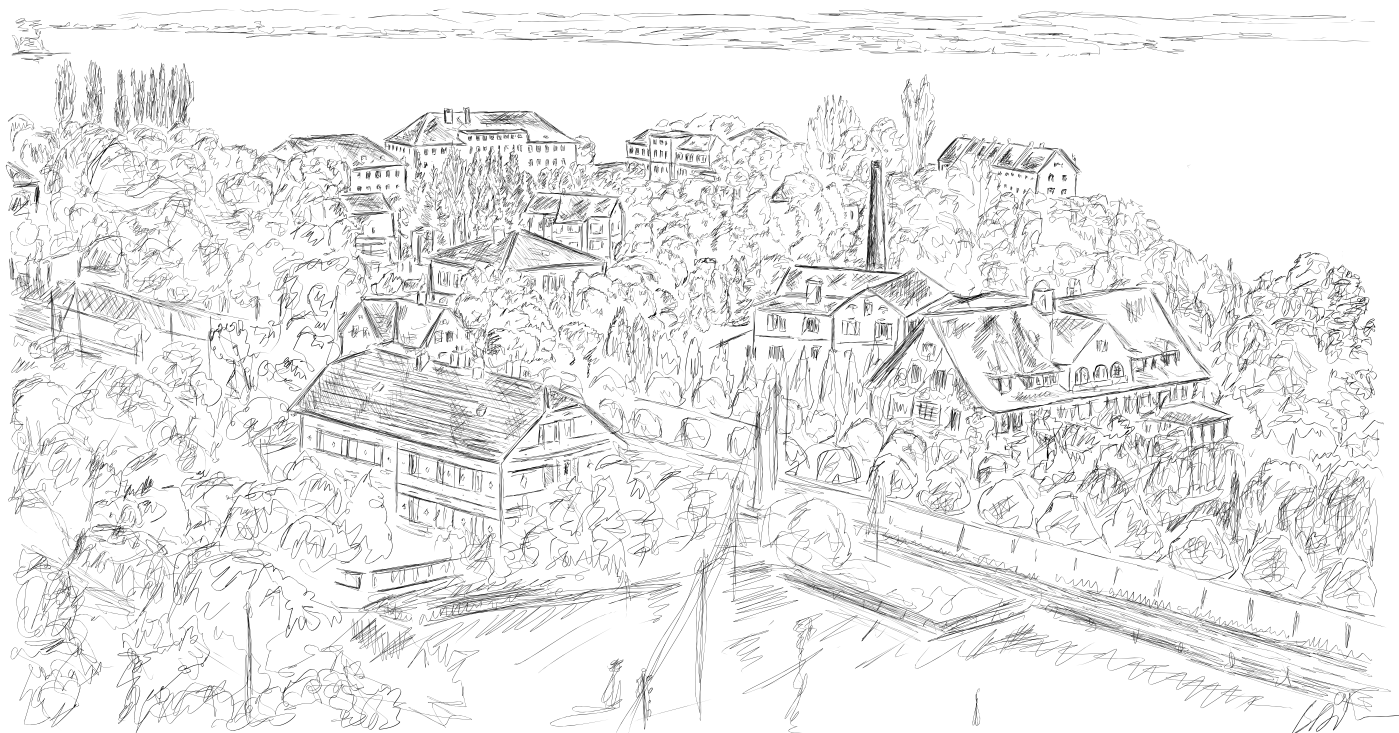
Die Psychiatrische Klinik Münsterlingen liegt malerisch am Ufer des Bodensees, ganz am östlichen Rande der Schweiz. Als Annelis Dickmann 1957 ihre Lehre als Psychiatriseschwester begann und in diesen umzäunten Mikrokosmos trat, kamen dort schon bald einige wichtige Stränge der Geschichte zusammen. Ein knappes Jahr später war der Name des dortigen Oberarztes Roland Kuhn in aller Munde: Zusammen mit der Basler Pharmafirma Geigy gilt er als Entdecker des ersten Antidepressivums der Geschichte, dem Tofranil.

Jahrzehnte später wurde Kritik an Kuhn und seinen ausgedehnten Versuchen mit unzähligen neuen Substanzen laut. Betroffene meldeten sich zu Wort, Medien berichteten, und der Kanton Thurgau beauftragte ein Forschungsteam damit, die genauen Umstände dieser Prüfpraktiken aufzuarbeiten. 2019 erschien dazu unser Buch Testfall Münsterlingen, das die Geschichte dieser Psychopharmaka-Prüfungen beleuchtet.¹ In der Hochphase von Kuhns Entdeckerlust, ab Mitte der 1950er bis in die 1970er Jahre, waren grosse Teile der Klinik auf die eine oder andere Weise in diese Experimente involviert.

¹ Marietta Meier, Mario König, Magaly Tornay: Testfall Münsterlingen. Klinische Versuche in der Psychiatrie, 1940–1980, Zürich: Chronos 2019 (unter Mitarbeit von Ursina Klausner).

Roland Kuhn und Verena Gebhart, die 1958 heirateten, prüften für die Basler Pharmaindustrie eine Vielzahl neuer Stoffe und informierten die Betroffenen oft nicht oder nur spärlich darüber, was ihnen genau verabreicht wurde. Einwilligungen von Patientinnen und Patienten für die Teilnahme an Tests liegen erst ab 1987 vor. «Wir wollen es mal mit diesem Mittel versuchen», lautete eine gängige Wendung, die Verena Kuhn gerne verwendete. Damit wurden die Patientinnen und Patienten im Dunkeln gelassen, dass es sich bei 'diesem Mittel' manchmal um eine Prüfsubstanz handelte. Der Übergang von Versuchen zu Behandlungen mit zugelassenen Medikamenten war fliessend, vielleicht auch, weil das Ehepaar Kuhn einen regelrechten pharmakologischen Enthusiasmus an den Tag legte und keinen grossen Unterschied darin sah, ob sie nun Geigy rot, G 22355 oder Tofranil verabreichten – erstere beiden Namen bezeichnen Tofranil, als es noch eine Prüfsubstanz war. Geigy rot war allerdings nur ein winziger Teil eines ganzen Regenbogens an farbigen Substanzen, die in Münsterlingen zwar getestet wurden, aber grösstenteils nie auf den Markt kamen.

Bei der Arbeit im Staatsarchiv Thurgau, wo Marietta Meier, Ursina Klausner, Mario König und ich Woche für Woche Quellen für Testfall Münsterlingen durchforsteten, entdeckte ich eines Tages Krankenakten von Patientinnen, die mir bekannt vorkamen. Diese Namen hatte ich schon mal irgendwo gelesen. Es handelte sich, wie ich herausfand, um Pflegerinnen der Klinik, die hier als Patientin-



nen auftauchten. Sie hatten nicht nur ein Personaldossier, sondern auch eine Krankenakte. Sie waren sie also nicht nur Angestellte, sondern wurden auch zu Patientinnen (gemacht). In diesen Krankenakten lagen auffällig viele Träume; entweder als Notizen, als Traumtagebücher oder auch in der Form von protokollierten, nacherzählten Träumen. Die Pflegerinnen waren offenbar zu Roland oder Verena Kuhn bestellt worden, um mit ihnen eine Psychotherapie zu machen. Dazu sollten sie ihre Träume sammeln und mitbringen. Es sei schlecht gewesen, erinnerte sich auch Annelis Dickmann, wenn man keine Träume zu erzählen gehabt habe. Denn die Träume seien eine Art Einstieg ins Gespräch gewesen, und sie signalisierten wohl auch Kooperationsbereitschaft von Seiten der Pflegerinnen. Die Gründe, wieso eine solche Redekur begonnen wurde, waren vielfältig: Schwestern, die auf ihrer Abteilung beispielsweise durch langsames Arbeiten, unangepasstes Verhalten oder Weinen im Zimmer auffielen, wurden zu den Kuhns bestellt; die Oberschwester rapportierte dies stets eifrig an ihre Vorgesetzten. In anderen Fällen waren Streit, Klagen oder Unzufriedenheit Auslöser.

Der Grat zwischen Gesundheit und Krankheit war also schmal; ausschlaggebend scheint vor allem das Sicherstellen eines reibungslosen Arbeitsablaufs gewesen zu sein. Auf eine Anfrage des Thurgauer Regierungsrates, man sei «erschrocken» über den ausserordentlich

«grossen Anteil abnormer und kranker Persönlichkeiten unter dem Personal», antwortete Kuhn jedenfalls, dies sei vor allem eine Folge des Personalmangels. Man müsse möglichst alle Angestellten behalten und mit modernen Medikamenten und Therapie «arbeitsfähig» halten. Es handelte sich um einen regelrechten Teufelskreis: 1963 mussten die Schwestern beispielsweise bei «schwerster Arbeit» 58 Stunden pro Woche arbeiten. Man halte, so Kuhn, nur noch den Betrieb aufrecht. Vor allem auf der Frauenseite bestehe schon lange eine grosse Überbeanspruchung des Personals, was zu «Überreiztheit, Nervosität und Unzufriedenheit» führte, was wiederum dazu beitrug, dass weitere Schwestern kündigten.

Die Pflegerinnen erkrankten also möglicherweise an der Klinik. Dies wurde allerdings nicht auf der organisatorischen, strukturellen Ebene angegangen. Die Probleme wurden ins Innere der Schwestern verlegt und dort psychotherapeutisch behandelt. Hinzu kam, dass die Pflegerinnen wohl ausgesprochen gute Träumerinnen und redegewandte Erzählerinnen waren. Sie kannten das psychologische Vokabular, boten Einblick in das Leben auf den Abteilungen und konnten eng beobachtet werden – das Personal wohnte, ebenso wie die Kuhns, auf dem Klinikareal. Die Schwestern lieferten Kuhn zudem gutes Traummaterial für sein Interesse an der Daseinsanalyse und an der Traumdeutung, und auch über die Wirkungen neuer Substanzen und Medikamente konnten sie fachkundig Auskunft geben. Die Gesprächstermi-

ne bei Roland und Verena Kuhn changierten also stets zwischen Hilfsangebot und Disziplinarmassnahme.

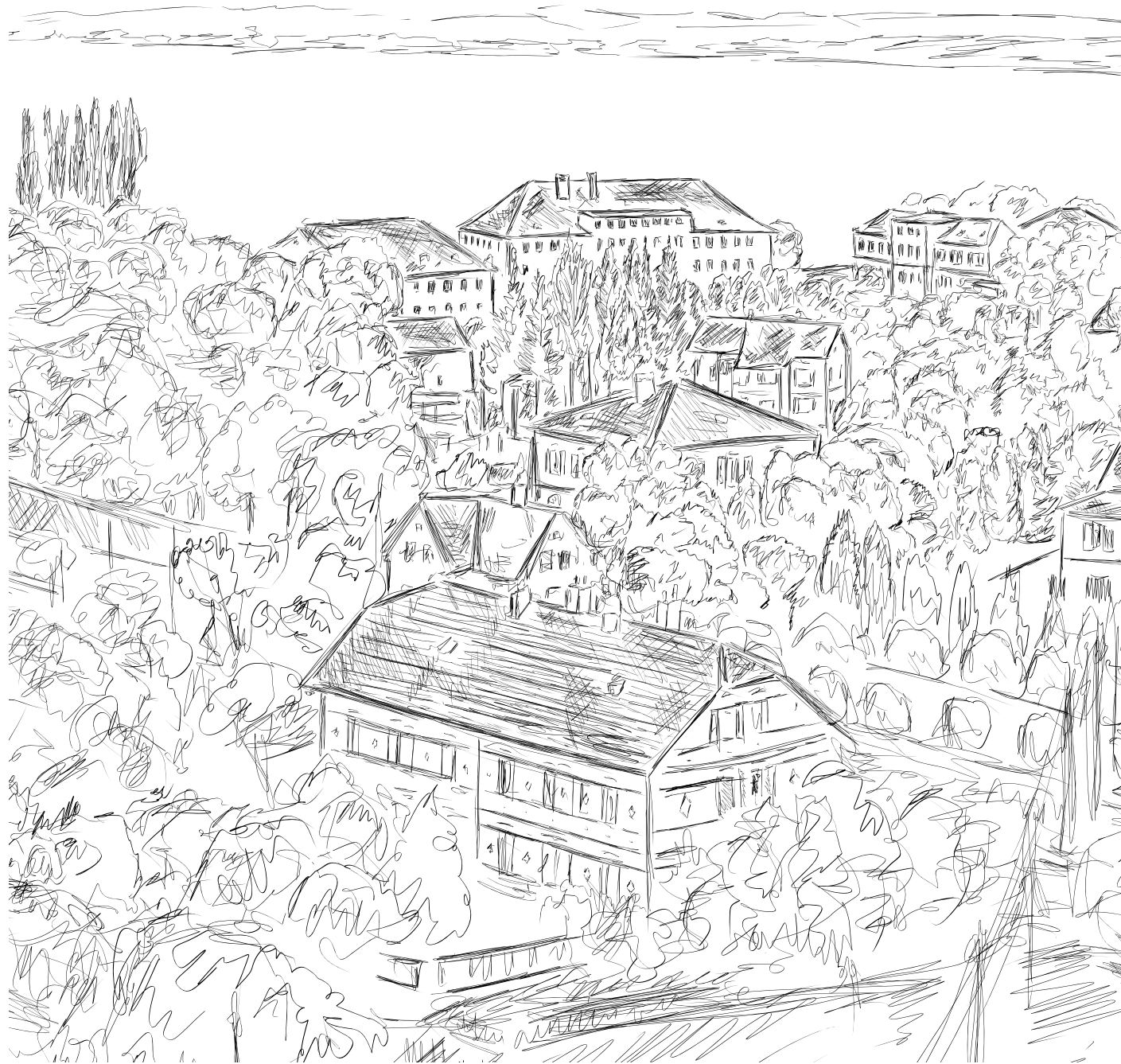
Aus diesem Quellenfund entstand schliesslich mein kleines Buch *Träumende Schwestern*, das diese seltsame Rollenverwischung zwischen Pflegenden und Patientinnen und zwischen Vorgesetzten und Therapeuten beleuchtet.² Annelis Dickmann steuerte dazu mit ihrer bildhaften, prägnanten Sprache entscheidende Eindrücke bei und erlaubte es mir, auch dank ihrer Fotografien, einen anderen Blick auf den Kosmos Münsterlingen einzunehmen.

Magaly Tornay, Zürich, Frühling 2024

² Magaly Tornay: *Träumende Schwestern. Eine Randgeschichte der Psychoanalyse*, Wien: Turia + Kant, 2020.

Annelis Dickmann-Meyer

«Seeseite Münsterlingen»



**Meine Ausbildung zur Psychiatrieschwester
und die Medikamentenversuche**

Münsterlingen, 1957 - 1960

«Seeseite Münsterlingen»

Meine Ausbildung zur Psychiatrieschwester und die Medikamentenversuche

Mit leichtem Koffer aber schwerem Herzen durchschritt ich das Tor, am Pförtnerhaus vorbei. Eine junge, auffallend schöne Frau mit ebenmässigen Gesichtszügen kam auf mich zu, stellte Fragen nach dem Woher. Sie lachte und ich freute mich, diesen Empfang hatte ich nicht erwartet. Marie führte mich wortlos zum Gebäude C, der Aufnahmestation. Ihre eigenartige Schönheit verwirrte mich, später sah ich den Grund. Sie hatte das Gesicht eines fünfjährigen Kindes, den Körper einer 40jährigen Frau. Wieder lachte sie und lief hüpfend davon.

Die Sekretärin des Chefarztes, zeigte mir meine Schlafstelle, ein Bett im Zimmer einer Kollegin. Vom Bett aus hatte ich durch die Pappelreihe einen Blick auf den See. Diese Aussicht liess mich die ältliche Einfachheit der Einrichtung vergessen. Eine hohe, knarrende Bettstatt, ein Nachttisch, die Kommode, die wir uns teilen mussten und einen alten Schrank.

Ich sah den Schlafsaal in meinem ehemaligen Pensionat in Fribourg, verglich etwas bange, hier soll ich wohnen? Neugierig setzte ich meine Hoffnung auf meine Mitbewohnerin, die noch in den Ferien war.

Ruth, eine wortkarge junge Frau, ein paar Jahre älter als ich, deckte ihr Bett mit einem bunten Tuch. Hier also kam ich an, diesen Weg hatte ich gewählt, meine Vorstellung vom Beruf zu leben.

Büroarbeit entsprach nicht meinen Wünschen. Zudem wollte ich ausziehen von zu Hause. Aus finanziellen Gründen war Wärterin in der Heilanstalt eine der wenigen Möglichkeiten. Die Cousine meines Vaters redete mit für mich unsichtbaren Geistern hinter dem Haus. Ich versuchte zu verstehen, was mit ihr passierte, dieser geheimnisvolle Zustand faszinierte mich.

Laut Aufnahmebedingungen zur Schule der Anstalt war ich mit 17 und einem halben Jahr noch nicht alt genug, wirkte aber mit meiner Grösse und einem ruhigen, vernünftigen Verhalten geeignet. Zudem half mir der Personalmangel. Bis zum Beginn der Schule war ich Hilfschwester.

Eine Schwester führte mich zum Büro der Administration. Dort musste ich mein Empfehlungsschreiben und meine Zeugnisse abgeben und erhielt die Anstaltsuniform, ein Hemdkleid, lang bis über die Wade, hellblau und weiss gestreift mit weisser Schürze. Die Haube musste ich erst in der Schule tragen.

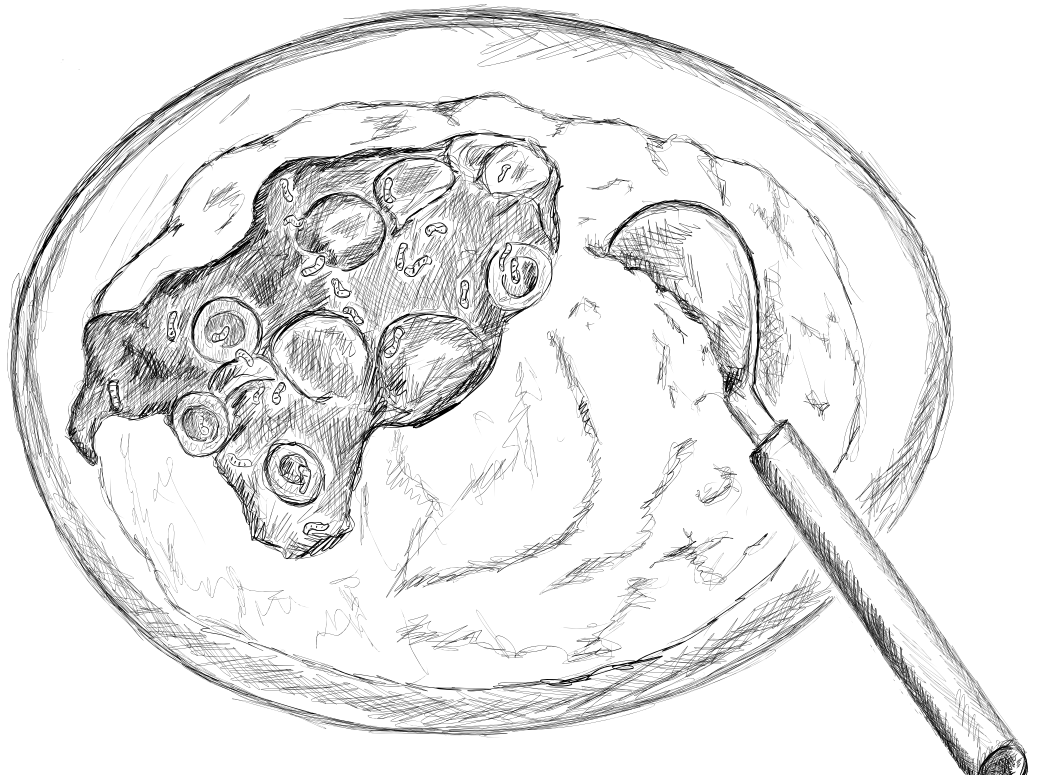
Alle Türen konnte man nur mit einem speziellen Schlüssel öffnen, das Personal hatte das schwere Metall bei sich zu tragen. Die Insassen waren eingesperrt, mussten für jeden Zimmerwechsel um Erlaubnis bitten, zum Beispiel

wenn sie in der Küche der Abteilung Brot holen wollten. Die eigentliche Küche war in einem Bau auf der Männerseite des Areals.

Es war Mittagszeit, ich half mit, Essen zu verteilen. Die hungrigen Frauen sassen an einem Holztisch, einen Teller mit hohem Rand vor sich und einen Suppenlöffel. Der Löffel war für die Suppe, aber auch für die anderen Speisen, die vorgeschnitten serviert wurden. Kein Gespräch war zu hören, nur das Klappern der Löffel und das Schmatzen. Die Speisen wurden mit einer Kelle aus der Pfanne in den Teller geklatscht. Von Einigen wurde genau beobachtet, ob die Portion der Nachbarin grösser sei. Lautstark kamen die Reklamationen. Desserts gab es nicht, aber ein Ersatzmenü: Milchreis oder Griesbrei mit Kompott. Viele weisse Punkte schwammen auf dem Fruchtsaft des Kirsch-

kompotts. Bei genauerem Hinsehen konnte ich weisse Würmchen erkennen. Die Patientinnen assen das Kompott mit Vergnügen.

Nicht nur mein Magen rebellierte, ich erschrak, mein Gott, wo bin ich gelandet.



Alltag im Gebäude der chronisch Kranken

Die Würmchen tauchten nicht nur an meinem ersten Tag auf, ich lernte, sie zu übersehen. Nach dem Essen die Teller einzusammeln und im Office abzuwaschen, war eine Aufgabe der Hilfsschwester. Die Patientinnen halfen gerne mit. Nachmittags nutzte ich die Freistunde, am See zu sitzen und den eigenartigen, modrig süssen Geruch der Abteilung aus der Nase zu verlieren.

Eines Tages verteilte ich gefüllte Teller. Für Frieda, die Darmschwierigkeiten hatte, einen mit Griessbrei und Kompott. Frieda sprach nichts mehr, sass oder lag in Embryostellung. Teilnahmslos, aber hungrig schluckte sie. Ich stellte den Teller vor sie hin, wollte mich setzen, um ihr das Essen einzugeben, da erschreckte mich ein Schrei, der Teller flog an die Wand und mit tiefster Stimme rief Frieda, «Jesses Frieda, das isch jo Griesbrei», verstummte und klemmte die Lippen aufeinander. Frieda wollte keinen Griesbrei. Ich hatte verstanden und Frieda sank zurück in ihre Welt. Der Ausdruck ihrer grossen, dunklen Augen verfolgte mich noch lange. Schmerz? Gelassenheit? Ich empfand beides.

Nachmittags durften einige Patientinnen Stoff zu Putzfäden zupfen. Konzentriert sassen sie am Tisch und rissen den Stoff in Fäden. Andere standen im Raum, unbeweglich, ich hatte das Gefühl, sie beobachteten die Neue genau, eine Art Aufnahmeprüfung für mich.

Hatte ich sie bestanden? Einige fasten mit der Zeit Zutrauen, berührten mich.

Hie und da spazierten wir im Areal an den Gebäuden vorbei. Die Aufnahmeabteilung war für Patienten, die abgeklärt wurden, den psychiatrischen Stempel erhielten. Langsam lernte ich den Umfang der Anstalt kennen, nur die Seite der Männer blieb fremd.

Um 20 Uhr war Feierabend. Voll mit Erlebnissen, Eindrücken, Ängsten, aber auch zufrieden ging ich ins Bett. Morgen ist mein grosser Tag.



Beginn der Lehrzeit

Morgens um 6 Uhr begann der Tag auf der Station. Jede wusste, was zu tun war. Mich nahm Schwester Hilde mit in den Schlafsaal mit Insassinnen, die selbständig aufstehen und sich anziehen konnten, oder nur wenig Hilfe brauchten. Elf Matratzen lagen am Boden. Alles ältere Frauen, die am Boden schlafen mussten, die Abteilung war überbelegt – ein Dauerzustand. Ich war entsetzt, mit welcher Selbstverständlichkeit die Frauen das ertrugen. Gesicht und Hände waschen, kämmen, WC, halb wach und schweigend kämpften sich die Patientinnen in den Tag.

Die Matratzen türmten wir in einer Ecke des Raums auf einen Stapel und bedeckten ihn mit einem Tuch. Wir stellten den Tisch in die Mitte und deckten zum Morgenessen. Um 7 Uhr 30 konnten wir heissen Milchkaffee, Brot, Butter und Konfitüre im Office abholen. Einigen gelang es noch, ihr Brot mit dem Stiel eines kleinen Löffels selbst zu streichen, Messer durften nicht auf den Tisch. Die meisten Insassinnen warteten nicht, sie brachen das Brot in Brocken in den Kaffee und löffelten aus der Kaffeetasse. Viel geredet wurde nicht. Die einzelnen Aktionen kamen mir vor wie Rituale, die halfen, das Leben und den Alltag in der Anstalt zu bestehen.

Nach dem Essen musste der Raum zur Werkstatt werden. Wir reinigten den Boden feucht und spülten das Geschirr. Einzelne boten mir Hilfe an. Leider blieb das

Abwaschen an mir hängen, hier gab es kein Entrinnen. Zwei Patientinnen erbarmten sich und halfen mit.

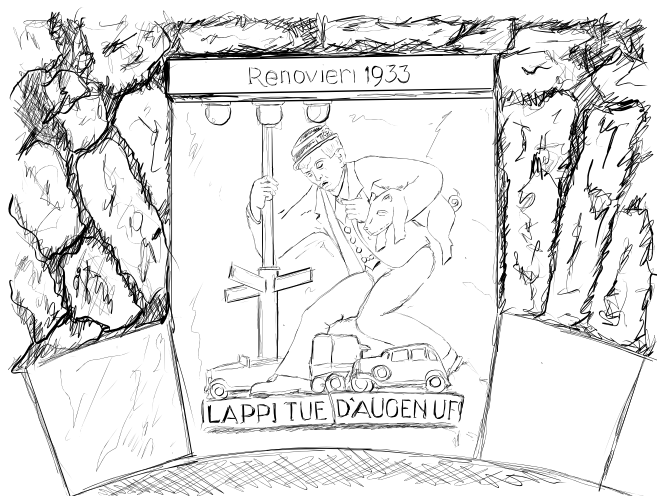
Am Morgen erledigten wir Haus- und Pflegearbeiten. Die Patientinnen halfen bei Reinigungsarbeiten mit, später nannte man es Ergotherapie. Pflanzen pflegen, abstauben, den Boden mit Stahlwolle und Wichse bearbeiten, mit einem Wollappen glänzen, Fenster putzen. Jene, die nicht putzen wollten, saßen unbeschäftigt eingesperrt im Essraum. Einige unterhielten sich lebhaft mit ihren eigenen Stimmen, was je nach Stimmung zu lautstarkem Streit ausarten konnte. Damit nicht der ganze Saal in Aufruhr geriet, mussten zwei bis drei Schwestern der Patientin, die Unruhe verbreitete, eine Spritze «Mo-Scop» verabreichen. Die Patientin wehrte sich heftig dagegen, unterlag aber und schlief friedlich.

Es war schlimm für mich, Gewalt anzuwenden gegenüber einer Frau, die ihrer Stimmen wegen bestraft wurde. Ich konnte ihr nichts erklären. Mein Versuch, sie zu beruhigen, verstärkte den Zorn und die Kraft der Patientin.

Jeden dritten Tag holten wir den Nachtstuhl für Katrin, eine stille, magere Frau. Sie setzte sich darauf, steif, mit an den Körper gedrückten Armen. Sie musste festgebunden werden, was sie stoisch geschehen liess, sie wirkte wie aufgezoogene Spielpuppe. Die Medikamente schluckte sie ohne Widerstand, bis sie realisierte, worauf sie sass. «Nicht hergeben, nicht hergeben», tobte

Zum Mittagessen saßen wir am Tisch, jede an ihrem Platz, der sauber zu halten war. Bei Emma sah man sofort, das musste Absicht sein: der Boden war mit Essensresten aller Art bedeckt. Ungern trennte sie sich von den besten Stücken, aber für ihre Schlangen war nur das Beste gut genug. Sie war eine kleine, magere Frau, nervös lächelnd, immer bereit, wegzurennen, die Flinte ins Korn zu werfen. Ihre Schlangen aber unter dem Tisch fütterte und verteidigte sie resolut.

Auf die Frage, «wo sind denn Ihre Schlangen?» antwortete sie bissig: «Was steht am Stadttor in Schaffhausen? Lappi tue d' Auge uf».



sie und jammerte. Sie verlor einiges an Gewicht. Spürte sie das Würdelose ihrer Situation, der sie ausgeliefert war? Ich spielte mit.



Die Arbeit der Patientinnen und ihre Verköstigung waren im Reglement für das Pflege- und Dienstpersonal der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen beschrieben.

Art. 47

«Das Pflegepersonal hat die Kranken zu den ihnen zugelassenen Arbeiten anzuhalten, sie zu beaufsichtigen und stets gutmütig mit gutem Beispiel voranzugehen.»

Das Reglement vor Augen dachte ich an Hand- oder Gartenarbeit, aber es gab nichts dergleichen. Wir bummelten durch das Areal. Etwas fehlte mir. Jede Patientin war allein in ihrer Gedankenwelt. Ich wagte nicht, ein Gespräch zu führen, die Reaktionen konnten sehr heftig sein. Von der Oberschwester war ich gewarnt worden und unkontrolliertes Schimpfen hatte ich gestern erlebt. Der Respekt vor dem Anderssein der Insassinnen, meine Unkenntnis darüber, was erlaubt war, was erfreute und was schadete, liess mich verstummen. Das Spontane wich der Vorsicht.

Die Sonntage begannen voller Erwartungen. Abends herrschten Trauer, Wahn und Stimmen. An Feiertagen kam Besuch oder auch nicht. Im Hause C waren die Langzeit-Patientinnen. Sie kannten die Besucher nicht mehr, wandten sich ab.

Am schlimmsten war das Verhalten der Patientinnen. Die Vorwürfe und die stumme Nichtbeachtung. Die Besucher zeigten ihre Furcht und Unsicherheit mehr oder weniger

offen. Selten gab es echte Zuwendung oder Umarmungen der Besucher. Friedlicher war die Stimmung sonntags vor dem Spaziergang. Ländliche Musik, Blättern im Bauernkalender, Einnicken im Stuhl. Um 15 Uhr spazierte das Personal mit kleinen Gruppen Patientinnen zum See oder auf dem Areal der Anstalt. Nach dem Mittagessen, vor dem Ausflug, stand die Zeit still.

Die Stunde des Pan nennt sich diese Zeit. Alle sind in ihrer Welt und lauschen der Stille. Der Wind ist eingeschlafen, die Wellen sind leiser.



Wir fürchteten den Ruf: «Die Seeseite ist im Wartezimmer, organisiert den Bereitschaftsdienst.» «Seeseite» wurde die Heilanstalt genannt, sie lag am See, das Spital etwas höher, auf der Landseite der Hauptstrasse. Besonders an den Tagen um den Vollmond wurde die Gemütslage bei Personal und Patienten instabil. Menschen, die in ihre eigene Welt weggliitten, zu denen kein verbaler Kontakt mehr möglich war, waren mir unheimlich.

Nachtwache

Laut Dienstplan hatte ich Nachtwache, die begann um 20 Uhr und endete um 8 Uhr am nächsten Tag. Einen Schlafsaal mit 20 Patientinnen hütete ich. Die Betten waren durch einen schmalen Durchgang getrennt, jede Patientin hatte einen Nachttisch mit Schubladen. Nebenan war ein Raum, der tagsüber als Ess- und Wohnraum genutzt wurde. Es gab einen grossen Tisch mit Stühlen und einen Schrank mit Wäsche. Nachts legten wir dort Matratzen für Patientinnen, die sich noch selbst versorgen konnten. Meine Arbeit bestand darin, zu kontrollieren, ob die Abendtoilette gemacht wurde, die Kleider sauber auf dem Stuhl neben dem Bett lagen. Um 22 Uhr war Lichterlöschen und Ruhe.

Wir hatten einen Wecker, den wir zur Kontrolle alle 15 Minuten «stechen» mussten. Einmal in der Stunde ging

ich mit der Taschenlampe von Bett zu Bett. Darauf wartete Marie auf ihrer Matratze. Mit dem ersten Lichtstrahl lauerte sie den Schwabenkäfern auf, schwarze, ein bis zwei Zentimeter lange Käfer, die in den Ritzen des alten Holzbodens und der Wand lebten. Marie fing sie und zerbiss sie als Dessert.

Gegen Morgen schlief sie ruhig atmend, offenbar nach erfolgreicher Jagd. Aus dem grossen Schlafsaal klang ein Orchester aus Schnarchen, Röcheln, Pfeifen und Husten, Betten knarrten wie Trommelwirbel beim Lagewechsel. Darin ein lauter Streit mit einem imaginären Gegner.

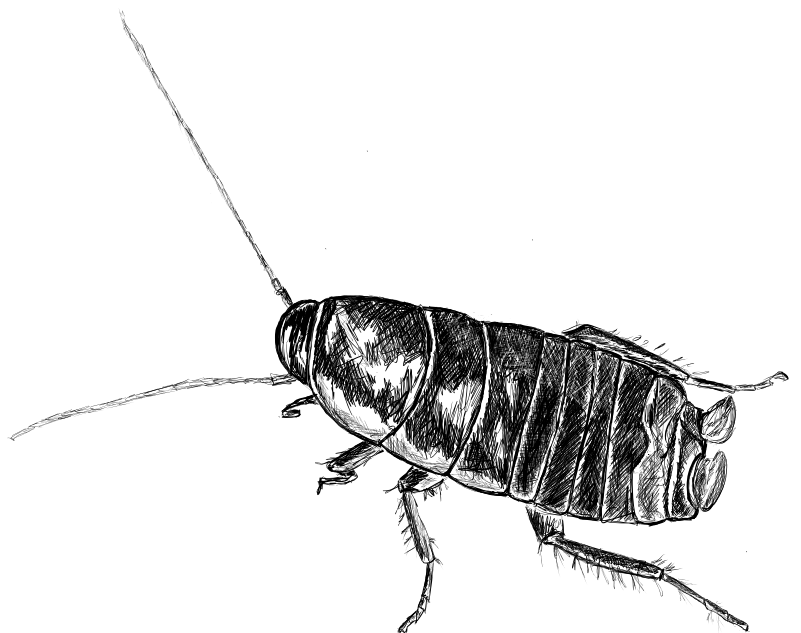
Aus einem anderen Bett hörte ich Schluchzen, hoffnungsloses Weinen. Ein Rufen, die Bettlaken sind nass, Kontrolle bei der Käferjägerin. «Schwester, ich kann nicht schlafen». Schwere, muffige Luft belastete die Lunge.

Ich durfte nicht schlafen und hielt mich mit kaltem Wasser und Kaffee wach. Bettlaken wechseln, nochmals kontrollieren von Bett zu Bett, eine Patientin muss nach einem Missgeschick gewaschen werden.

Arbeit bis die Ersten aufwachten. Ich hatte Mühe, in den Tag zu finden, und nicht in einer Art Dämmerung schweben zu bleiben. Die Seeluft, der Morgenwind brachten Klarheit, meistens sank ich ins Bett, und fand eine verkehrte Welt.

Vorgesetzte

Gehorsam gehörte zu den wichtigsten Wörtern im Vokabular der Oberschwester, eine grosse, starke Bündnerin, ihre Visiten waren ein Gewitter. Sie liess sich begleiten von ihrem schwarzen Königspudel, der gelangweilt den Gerüchen Ehre erwies. Schwester Mathilde spielte die Liebenswürdige, schnell fiel der Putz ab. Sie hielt den Kopf leicht schräg und ich fühlte mich mit schiefem Blick durchleuch-



tet. Mit Vorsicht mochte ich sie in der ersten Zeit. Später ging ich ihr aus dem Wege, fürchtete und verwünschte sie.

Der Chefarzt Roland Kuhn, ein etwas steifer Herr, auch er schien genau hinzusehen, wen er vor sich hatte. Von ihm fürchtete ich seinen Röntgenblick, in seiner Literaturstunde erlebte ich ihn lockerer. Seine Erläuterungen zu den Texten von Gotthelf, Rilke und Gluser brachten mich zum Staunen und mit Neugier zum Lesen. Ich begann, nicht nur Buchstaben zu sehen, verstand zu kombinieren, zu vertiefen, mehrschichtig zu lesen.

Verena Gebhart lernte ich kennen, als Psychotherapie zu meinem Alltag wurde. Auch sie war für mich die Verkörperung steifer Zurückhaltung. Ihrer Freundlichkeit konnte ich nicht glauben.

Langsam kannte ich zumindest die Namen meiner Kolleginnen. Elisabeth war Stationschwester und für mich zuständig. Sie nahm mich mit auf Velotouren zur Kirche von Birnau oder nach Meersburg zum Wohnort von Annette Droste-Hülshoff, deren Gedichte ich las.

Die blühende Insel Mainau war unser Ausflugsziel zum Mittagessen an schönen, freien Tagen. Bei Elisabeth fühlte ich mich wohl, sie kritisierte und kontrollierte nicht, nur wenig musste sie korrigieren. Unser Altersunterschied betrug sicher zwanzig Jahre.

Ich habe sie in sehr guter Erinnerung, weil ich die sein durfte, die ich war. Ihre Art erinnerte mich an meine Tante.



Leider war das «Benimmkorsett» noch enger als in einem Pensionat. Vor 6 Uhr morgens hatte ich korrekt gekleidet und gepflegt anzutreten. Drei Wecker und vier Glas Eiswasser halfen mir, den Tag mit offenen Augen in Angriff zu nehmen. Doch immer wieder kam ich um zwei Minuten zu spät. Den Titel «faul, minimalistisch, bequem» erhielt ich in kurzer Zeit.

Ich wagte nicht mehr, ins Bett zu gehen. Verschlafen sei rücksichtslos, hiess es.

Beim Eindunkeln klopfte eine Krähe oder ein Rabe an das Fenster unserer Mansarde.

Eine ältere Patientin hörte mit Grauen, wie ich davon erzählte. Der Bote des Todes und des Himmels klopfte an mein Fenster.

«Geigy rot» und Gespräche

Die Oberschwester beobachtete mich und fand, ich sei depressiv.

Sie orientierte den Chefarzt. Dieser schlug Gespräche mit mir vor. Das Schicksal der Patientinnen sei belastend für mich, ich wirke desorientiert. Er verschrieb mir zwei Tabletten Tofranil, das sogenannte «Geigy rot» täglich und eine Traumanalyse.

In der Tat, ich fühlte mich überfordert, bummelte bei der Arbeit, behinderte dabei meine Kollegin, vergass Patien-



tinnen zu pflegen. Immer wieder fragte ich mich, ob ich am rechten Ort sei. Verena Gebhart hörte mir zu. Als Therapie schlug sie eine Traumanalyse vor. Die ersten Versuche mit «Geigy rot» schluckte ich. Sie gaben meinem Traum, Psychiatrischwester zu werden, eine Chance, die ich freudig ergriff.

In den Gesprächen war nicht nur meine Befindlichkeit, sondern auch meine Lektüre wichtig. Ich gab zu, Romane von Schweizer Autoren zu lesen, aber mein Interesse galt auch der Ethnologie, Archäologie und der Geschichte. Die Therapeutin meinte, ich könne den Unterschied zwischen den Autoren Antoine de St. Exupéry und Theodor Munth nicht erkennen.

Sie empfahl mir gegen die Ideenflucht, nicht Biografien zu lesen, sondern mich auf den Alltag zu konzentrieren.

Ein Traumbild

«Mit meinem kleinen Bruder sitze ich im Auto und werde einen Berg hinaufgefahren, zu einer Kirche, die ganz oben auf einem Felsen steht. Es stürmt und wir suchen Schutz, aber die Kirche schwankt im Sturm.»

Meine Müdigkeit, mein Schlafbedürfnis nahmen zu, trotz Tofranil.

Ich ging in den Winterschlaf. Den Winter erlebte ich neblig und bissig kalt. Dunkle Wolken über einem dunklen See, der weit wurde wie das Meer. Das Ufer auf der anderen Seite verschwand. Wind und Wasser bildeten an Stegpfeosten mit Eis Gestalten, die im Nebel tanzten.

An Weihnachten wanderten Lore, Gertrud und ich am Ufer des Sees bis nach Konstanz in die Mitternachtsmesse. Hin und wieder zeigten sich Sterne, mit unseren Laternen fanden wir den Weg. Diese Wanderung zu einer Krippe, das war Weihnachten für uns. Mit kalter Nase und warmem Herzen fanden wir schweigend den Weg nach Hause.



Fastnacht

Es kam die Zeit der Fastnacht. Die Patientinnen und Patienten planten Kostüme und freuten sich auf den Umzug durch das Areal der Anstalt. Irgendwer brachte das Thema auf, die Idee gefiel und mit Papier und Farben, Tüchern und Kleidern entstanden Kostüme. Wir lachten und schimpften, weil das Resultat nicht so aussah wie geplant. Der miefende Geruch der Einsamkeit verflüchtigte sich. Am Tag des Umzugs durfte jeder, der wollte und sich bewegen konnte, mit dabei sein.

Das ganze Personal war aufgeboten. Den Winter zu verjagen, spielten wir mit Pfannendeckeln, Steinen in Blechschachteln, einem Kamm mit Alufolie, kurz, mit Allem, was tönte und lärmte.

Hinter mir ging ein grosser, starker Mann mit einer janusköpfigen Maske. Durch das Tohuwabohu der Rhythmen hörte ich plötzlich einen dumpfen Schlag, der grosse, schwarzhaarige Mann lag zuckend auf dem Boden, die Maske grinste mich schief an. Der Umzug bewegte sich um den am Boden liegenden Mann ungerührt weiter.

Wir lagerten ihn seitlich und mussten seine Zähne hervorholen, damit er nicht erstickte. Die grinsende Maske am Hinterkopf schaute mir zu. Ich hatte das Gefühl, Mitwirkende in einem Horrorfilm zu sein.

Beide erholten wir uns, der grosse Mann stand auf, rückte seine Kleider und Masken zurecht und ging weiter. Misstrauisch folgte ich ihm. Er stürzte sich in das Getümmel, um Wurst und Brot zu erobern.

Fastnacht war eine der wenigen Möglichkeiten, Angestellte aus dem Männerflügel kennen zu lernen. Feine Fäden wurden gesponnen, und im Laufe des Jahres wieder gerissen. Das Tanzen war mir zu viel, der zuckende Januskopf verfolgte mich, ich war im Irrenhaus. Die Ruhe und Weite des Sees war das beste Heilmittel gegen Trauer und Verwirrung.

Mareili, die ein etwa siebenjähriges Kind geblieben war, erlebte ich meistens als ruhig und aufmerksam. Doch wenn sie sich aufregte und einen Schub erlebte, musste sie in einem Raum mit Matratze und Nachttopf isoliert werden. Meistens wurde sie ruhig nach einer Spritze «Mo-Scop» und konnte schlafen.

Eine Ahnung von Irresein beschlich mich, von einer anderen Wahrheit.

Protokoll der Traumanalyse von Verena Gebhart

Heute lese ich das Protokoll von Verena Gebhart. Ich bin bitter enttäuscht und verwirrt. Das Thema, das sie immer wieder anschnitt, waren meine Gefühle für den Jugendfreund. Diese Geschichte wurde ausführ-

lich und mit Genuss nacherzählt, ausgeschmückt und verfälscht. Diese Beziehung bestand in ein paar Spaziergängen Hand in Hand und das Entdecken unseres Weltbildes. Meine eigene Geschichte schien jemand anders erlebt zu haben.

Ich fühle mich blossgestellt, will wissen, wie die Indiskretion entstanden ist. Hat sie es nur zugelassen, oder selbst fabuliert und nicht protokolliert? Hat sie sich gelangweilt? Sie befand, eine Freundschaft zwischen Mann und Frau sei nicht möglich und machte daraus eine unanständige Geschichte.

Leider kann ich Verena Gebhart nicht mehr fragen und ihr sagen, dass sie mich mit ihrem «Protokoll» sehr verletzt hat. Damals glaubte ich ihr, dass während der Lehre und der Therapie kein Platz für eine Bekanntschaft sei. Sie beobachtete, mit wem ich sprach, Tanzveranstaltungen solle ich meiden.

Auch meinen engeren Kontakt mit Kollegin Heidi hinterfragte sie wegen homosexuellen Tendenzen. Dies war weit entfernt von dem, was ich mit Heidi erlebte. Sie war spontan, manchmal nachdenklich, manchmal lachend, alles in allem eine unkonventionelle Kollegin, mit der man Pferde stehlen konnte.

An gemeinsam freien Tagen waren wir mit dem Velo unterwegs. Wir träumten, reiten zu lernen, beide hatten wir kein Geld.

Musik und Literatur

In Kreuzlingen trat ein Glasharfenspieler auf. Auf seinen verschieden mit Wasser gefüllten Gläsern erzeugte er sphärische Töne, deren Schwingungen Halluzinationen auslösen konnten. Die Patienten wurden für das Konzert streng ausgewählt. Mozart hatte ein Adagio für Glasharfe geschrieben, die einzige Komposition in der Musikkultur. So stellte ich mir Engelsmusik vor. Wochenlang noch klang es in mir nach.

Lichtblicke im Alltag des Anstaltlebens waren die Literaturabende mit Roland Kuhn. Gelesen und erläutert wurde Geschichten mit psychiatrischen Texten wie Jeremias Gotthelfs Annebäbi Jowäger, König Lear von William Shakespeare und die «weisse Galathe, die errötend lacht» von Gottfried Keller. Das Lesen war nicht mehr nur ein Sammeln von Buchstaben, wurde mehrschichtig, vertieft, verstanden.

In der nächsten Sitzung mit Verena Gebhart erklärte ich, es gehe mir eigentlich ganz gut. Vier Wochen fielen die Gespräche aus. Die erste Woche war zum Davonlaufen. Zweifel, am richtigen Ort zu sein, plagten mich. Nur die Schule und die Literaturabende hielten mich.

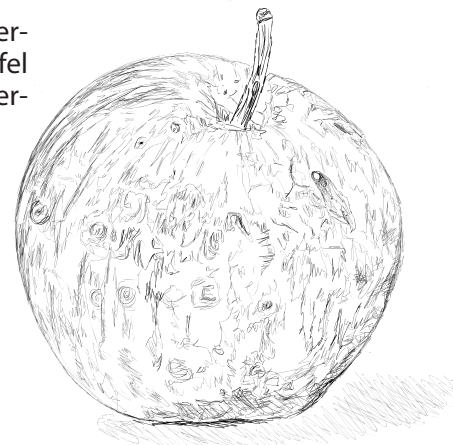
Moralpredigten

Verena Gebhart meinte, Davonlaufen sei keine Lösung. Mit den Träumen suchte sie nach den Ursachen meiner Verstimmungen.

Mit allgemeinen Richtlinien gab sie mir eine Art Nacherziehung. Allein unterwegs, oder wenn ich am Seeufer von Männern angesprochen werde, wie sollte ich mich verhalten?

Ihre Belehrung: Bekanntschaften auf der Strasse sind sicher nicht wertvoll. Ich solle sehen, was mit Schwestern geschehe, welche Abenteuer suchten. Eine junge Schwester wurde ungewollt schwanger. Als es bekannt wurde, erhielt sie die fristlose Entlassung.

Bemerkung der Oberschwester: «Faule Äpfel müssen entfernt werden.»



Test für Mutter

Freie Tage verbrachte ich oft zu Hause und erlebte meine Mutter niedergeschlagen, müde. Ich sprach mit Verena Gebhart über meine Bedenken. Sie gab mir 50 Tofranil und empfahl einen Arzt. Später konnte ich Verena Gebhart melden, meiner Mutter gehe es besser, sie brauche keine Tabletten mehr. Auch bei dieser grosszügigen Geste von Roland Kuhn dachte ich nicht an Tests.

Meine Eltern besuchten mich, sie konnten meine Umgebung kennenlernen und waren beruhigt. Sie äusserten keine Einwände mehr gegen die Lehre.

Im Sommer am See war jeden Tag ein Ferientag. Am Ufer ausserhalb des Areals stand eine alte Trauerweide. Tief liess sie ihre hellgrünen Haare ins Wasser hängen. Durch diesen Vorhang glitzerte das Wasser und schlug mit kleinen Wellen ans Ufer.

Dies war mein Lieblingsplatz, wenn ich aus der Enge, dem Alltag entfliehen musste. In den Armen der Trauerweide durften Tränen fliessen. Schwäne legten sich mühsam auf die Wiese, um ihr Federkleid zu pflegen oder zu schlafen.

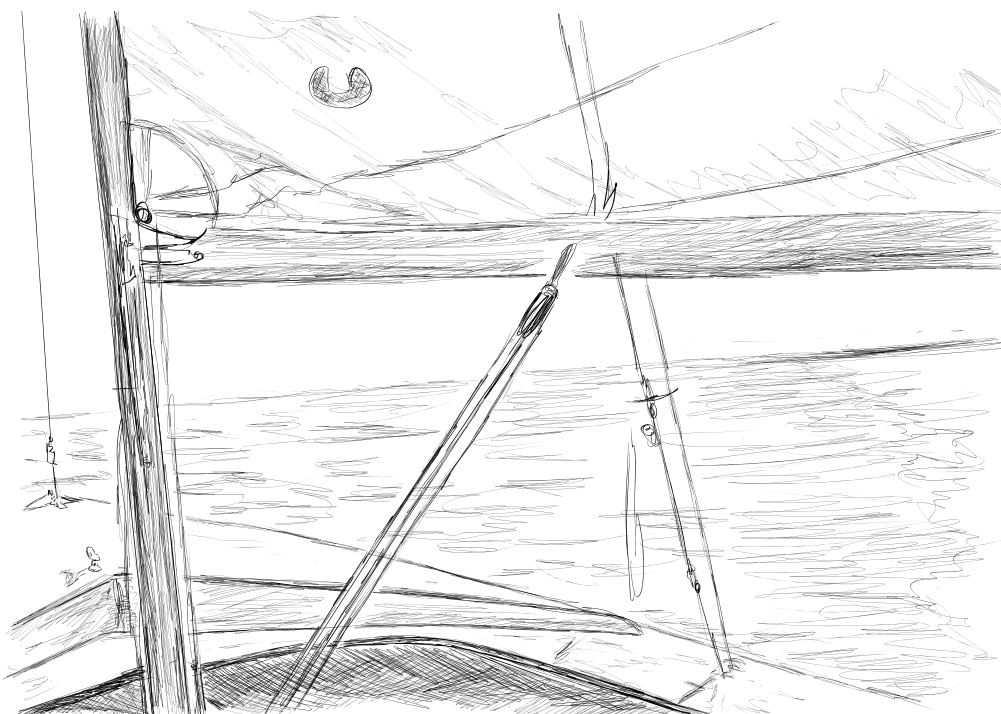


Ein Pfleger auf der Männerabteilung besass eine Jolle, eine Spanker aus Holz. Der Wind konnte sehr kräftig sein, mein Gewicht bot mehr Stabilität und Sicherheit. Meine mangelhaften Schwimmkünste verschwieg ich. Es gibt Rettungsringe. Den Wind und die rasante Fahrt durch die Wellen vergesse ich nie.

Mareili und Beatrice

Mareili, die Kämpferin gegen Bigotterie, konnte in ihrer Isolationszelle toben wie ein Berserker, fluchend Wortneubildungen schaffen, lang wie ein Tatzelwurm.

Der katholische Priester, der auch Mareili betreute und zu bekehrte suchte, ging trotz Warnung der Stationschwester zur Zelle und öffnete mit seinem Schlüssel. Mareili stand mit ihrem gut gefüllten Nachtopf hinter der Türe. Sie leerte den Inhalt über den Eindringling. Dieser rannte schreiend davon. Mareili blieb in der offenen Türe stehen, putzte ihre Hände an der Schürze ab, schimpfte lautstark und zog sich nach gewonnener Schlacht in ihre Zelle zurück. Auch sie musste Tofranil schlucken, sie zog es aber vor, die Tauben damit zu füttern. Von Besuchen des Priesters wurde sie fortan verschont.



Elektroschocks

Beatrice war eine elegante Erscheinung, liebenswürdig, freundlich, aber völlig gefangen in ihrem religiösen Wahn. Durch Wasserleitungen hatte sie direkten Kontakt mit Gott. Dazu brauchte sie Antennen.

Jeden Morgen vor dem Morgenessen suchte sie Stofffäden, drehte kleine Kordeln mit mindestens drei Fäden, tauchte sie in ihren Urin und stopfte sie in ihre Ohren. Wehe, wenn die Kordel nicht hielt. Wehe, sie wurde gehindert, ihre Antennen zu installieren. Sie entwickelte ungeahnte Kräfte, sich durchzusetzen.

Sie wurde mit regelmässigen Elektroschocks und einer hohen Dosis Tofranil behandelt. Ihr Zustand wurde nicht besser. Für sie war ihr Leben in Ordnung, sie war glücklich, sagte sie. Warum sei sie eingesperrt? Wie antworten? Ihre Suche nach Gott hinderte sie, zu leben. Musste sie vor sich selbst geschützt werden? Für mich war dies die Frage.

Haus J

Der Lehrplan verlangte einen Abteilungswechsel.

Vom Haus C weg, von denen weg, die hoffnungslos eingesperrt waren. Dauergäste, ihre Familien hatten sie abgeschoben.

Der Wechsel vom Haus C ins Haus J fiel mir schwer. Um mir die Arbeit zu erleichtern, verschrieb mir Verena Gebhart eine vierte Tablette täglich, ohne dass ich mich besser fühlte.

Im Haus J war die Pflegeabteilung und das Sterbezimmer. Alle Patientinnen waren ans Bett gebunden, krank. Ein Saal mit zwölf Betten wurde von einer lauten Stimme beherrscht. Eine starke Frau mit amputierten Beinen überblickte den Betrieb. Mit ihrem Elsässer Deutsch rief sie, wenn sie Atemnot einer Nachbarin sah und sie schimpfte, wenn zwei Schwestern trödelnd miteinander schwatzten. Sie hatte einen zahnlosen Mund und ein stark vorstehendes, wackelndes Kinn. Das ragte in die Höhe und kommentierte alles.

Die Stimme erinnerte mich an die «Karfreitagsrätsche», knarrend in hohen Tönen. Sie war Begleitmusik bei der Morgenarbeit. «Dieser Mund muss einmal extra sterben», spotteten wir. An einem Morgen lag sie ruhig im Bett, ich zog sie ins Sterbezimmer, zugedeckt mit dem Leintuch. Beim Wegziehen der Decke wackelte ihr Kinn lautlos. Ein Grauen packte mich, stotternd entschuldigte ich mich bei der Toten.

Die Pflegearbeiten fielen mir immer schwerer, der Ekel und das Mitleid stritten in mir, wieder zweifelte ich an der Wahl meines Berufes. Der Druck, die Arbeit in der Zeit richtig zu erledigen, lähmte mich. Verena Gebhart beschloss, die Dosis Tofranil zu erhöhen, mir die Arbeit zu erleichtern, mich zu einer guten Arbeitskraft zu erziehen.



Neue Kolleginnen lernte ich kennen im Haus J. Lore, eine rotblonde, weiche Erscheinung, war verheiratet, hatte ein Kind, das nach noch nicht einem Jahr starb. Die Ehe scheiterte, Lore begann ein ganz anderes Leben.

Mit ihr und Gertrud, einer weiteren Kollegin, reiste ich für eine Woche nach Florenz. Von der Schönheit der Stadt, dem Leben in diesen aufregenden alten Gassen, den Kunstwerken in Museen und Kirchen war ich beeindruckt. Von der schlichten Frömmigkeit der Fresken von Fra Angelico, von der Eleganz und Perfektion der Statue Architektura in den Uffizien. Beeindruckt von der Hand von Michelangelo, lebensecht geschaffen aus Stein, und beeindruckt von David draussen auf dem Platz.

Wir wanderten zu Fuss, verschafften uns in Fiesole einen Überblick über die Stadt. Das Wildschwein aus Bronze auf einem Marktplatz besuchten wir oft. Wir kauften am Stand eine Wassermelone, die wir in einem Korb nachschleppten, «Körblistunde», und die wir nach und nach assen. Dem Haus J sandte ich als Kartengruss den nackten David. Diese naive Geste trug viel zu meinem «schlechten» Ruf bei.

Voller Bilder und Begeisterung nahm ich meine Arbeit wieder auf und erzählte von einer harmonischen Woche in Florenz. Verena Gebhart korrigierte mich mit der Klage von Lore, ich hätte mit Anfällen viel Arbeit und Sorge bereitet. Was sollte ich davon halten, ich wusste nichts davon, hatte keine Erinnerung an solche Ereignisse. Ich sei abwesend gewesen. Meine Erinnerungen sagen mir heute, ich war mächtig beeindruckt, es war heiss, eine Vieltrinkerin von Wasser war ich nie. Meine Verstimmung verstärkte sich, als mir die Oberschwester Unordnung im



Herzen wie im Zimmer heftig vorwarf, ich erhielt aber ein Einzelzimmer. Endlich konnte ich mich zurückziehen, auf Distanz gehen. Keine schlechte Laune mehr. Ich nahm keine Medikamente, kein Tofranil, es ging mir gut. Verena Gebhart versuchte, mich zu überzeugen, das Nasenbluten und die Vorkommnisse in Florenz seien Symptome einer tieferliegenden Krankheit.

Der Alltag im Hause J war eine andere Routine. Die Pflege der Kranken war für uns anstrengender, dauernd kamen Hilferufe. Von Bett zu Bett Wäsche wechseln, waschen, aufrichten, Essen, zu Trinken geben. Zu dritt 12 bis 14 Betten zu betreuen, brauchte Routine und Tempo, dies war nicht meine Stärke. Arbeitsbeginn war um 6 Uhr, bis zum Morgenessen mussten alle Patientinnen sauber gepflegt und bereit sein.

Im Aufenthaltsraum schliefen über Nacht ein paar Patientinnen, die sich selbständig anziehen konnten. Dann musste der Raum aber für den Aufenthalt tagsüber gerichtet werden.

Nach dem Morgenessen wurden Wunden wie Dekubitus und offene Beine gepflegt, was Geduld und vollen Einsatz verlangte. Die Freude über eine geschlossene Wunde teilten wir alle. Die Oberschwester lobte, ihr Königspudel stand neben ihr und beobachtete.

Bei wenigen Patientinnen mit der Diagnose Schizophrenie wurde der Elektroschock noch als Therapie angewendet. Die Kranke wurde auf einem Schragen festgebunden. Sie bekam Schlafmittel. Der Arzt kam mit Elektroden, die wie Handschuhe mit Kabeln aussahen.

Die Angst im Gesicht zu sehen, und dabei eine professionelle Haltung zu bewahren, gelang mir das erste Mal nicht. Ein Weinkampf schüttelte mich, sehr zum Ärger des Arztes. Durch die Berührung beim Flachlegen der Schulter spürte ich den Schlag. Die Patientin schlief, ich hoffte, die Stimmen, die nur sie hörte, seien verstummt.

Verena Gebhart griff das Thema auf, ich konnte aber meine Reaktion nicht erklären. Meine neue Diagnose: «Endogene Verstimmungen».

Um meine Arbeitsmoral zu stützen, wurde mir mehr Tofranil verschrieben. Immer wieder träumte ich. Verena Gebhart freute sich, sie hoffte mit Hilfe meiner Träume meinen Verstimmungen auf den Grund zu kommen.

Traumbilder

«Ich steige auf einer Wiese ohne Bäume auf einen Hügel. Am Himmel stehen zwei Sonnen, die grössere dreht sich um sich selbst und fällt rotierend auf die Erde, gebannt, gelähmt schaue ich zu.»

Oder:

«Ich sitze im Zug, der in die falsche Richtung fährt, aber am richtigen Platz.»



Reisen

Ich dachte an Reisen, Ferien. In Flims fanden Lore, Gertrud und ich eine kleine Wohnung. Gertrud kam nur am Wochenende. Lore fuhr besser Ski, mir reichte der Idiotenhügel.

Leider hielt die Lebensfreude nur kurz, zwei Tage vor der Abreise erinnerte ich mich an die Empfehlung Verena Gebharts, meine Arbeitsmoral zu stärken.

«Weltuntergang, Weltuntergang» rief eine Patientin. Sie stand am Fenster mit Blick in den Park und zum See. Sie rief aufgeregt, schrie und weinte. «Seht, vor dem Fenster sind sie schon da!» Pflegerinnen suchten sie zu beruhigen. «Nein, nein, sie beginnen schon.» Nur eine «Mo-Scop» beruhigte sie. Vor dem Haus wurde eine neue Kanalisation gebaut, die Schaufel eines Kranes hob eine Grube aus. Dies sah aus wie der Kopf eines Ungeheuers, das sich unter das Haus frass und es erreichte. Ihr Blick aus dem Fenster blieb misstrauisch und sie kontrollierte die Umgebung. Gerne hätte ich sie gefragt, wie sie diese Angst in Schach halten könne. Mein Alltag wurde immer beschwerlicher, die Oberschwester kontrollierte mein Zimmer und fand es denkbar unordentlich. Sie schien es zu bereuen, mir das Einzelzimmer gegeben zu haben. Die Unordnung des Zimmers widerspiegeln die innere Unordnung. Man empfahl mir eine höhere Dosis, ich gehorchte, wünschte eine kompetente Pflegerin zu werden.

Los geht's!

Wie im Film wechselt die Landschaft vor unseren Augen, Menschen tauchen für Sekunden auf und wir lassen sie hinter uns. Andere begleiten uns eine Weile im Wagen mit hölzernen, harten Bänken quer durch die Schweiz. Wir lesen im Reiseführer «Michi» über die Gegend, die wir erkunden wollen. Trotz dem Trara trara der Räder und den unsanften Stössen schliesse ich die Augen und lasse mich vom Rattern davontragen – im Flug bin ich in der Provence.

Nach Bern werde ich unruhig und wechsele den Platz, suche die Landschaft wieder zu erkennen. Wie oft bin ich hier durchgefahren, mit fünfzehn, sechzehn Jahren und habe versucht, die geborene Westschweizerin zu spielen.

Ruth lacht, sie kennt meinen Französisch-Akzent. Zwei Jahre Pensionat in Fribourg, mit Zwanzig ist das ein langer Lebensabschnitt voller Erinnerungen. Aber das Rad der Zeit dreht sich nicht zurück.

Plötzlich springen wir überrascht auf, welche herrliche Aussicht. Der Genfersee, eingebettet in Weinberge, spontan singen wir: «Le vigneron monte à sa vigne.»

Gebannt am Fenster geniesse ich die Fahrt bis Genf.

In der Anstalt war ein Tanzanlass, Verena Gebhart, inzwischen Frau Dr. Kuhn-Gebhart, verbot mir, dabei zu sein. Ich hatte mich auf die Arbeit zu konzentrieren, man ermögliche mir, gesund zu werden. Dankbarkeit wurde wörtlich nicht verlangt, mir aber als Haltung deutlich gemacht. Zudem hätte ich keine Zeit für Männerfreundschaften während der Lehre. Immer wieder wurde ich daran erinnert.

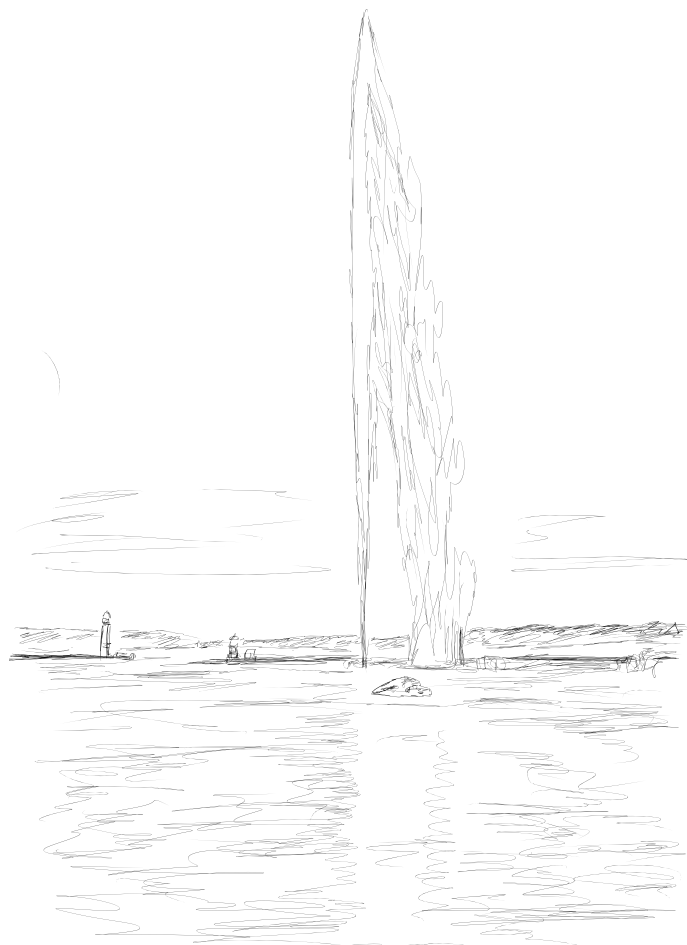
Meine Ferienwünsche wurden besprochen. Die Idee war eine Ferienreise nach Südfrankreich, angeboten und geführt vom Jugendherberge-Verein. Schwester Ruth schloss sich mir an. Die Tagebuchnotizen helfen meinen Erinnerungen auf die Spur.

Münsterlingen – Les Baux en Provence 1959

12. Juni 1959

Der Zug kommt angerollt, schief in der Kurve und wackelig wie immer. Über den Zaun der Anstalt sehen wir Louise vor dem Haus J, unserem Arbeitsplatz, stehen und uns zuwinken. Auf Wiedersehen, wir kommen reicher zurück. Wir, das sind meine Kollegin Ruth und ich.

Zusammen haben wir uns zur Gruppenreise in die Provence angemeldet, organisiert vom Schweizerischen Bund für Jugendherbergen.



Die erste Etappe

Ein paar Stunden haben wir Zeit, Genf zu erkunden, eine neue Stadt für uns beide.

Zuerst erledigen wir das Notwendige: Gepäck aufgeben, Filme kaufen, für die Weiterreise Geld wechseln, das Ausrechnen der Anzahl Francs bereitet uns einiges Kopfzerbrechen. Der Eintritt ins «Palais des Papes» in Avignon kostet 150 Francs, ein Getränk 150 bis 200 Francs, horrend Summen. Wir fühlen uns reich in Worten, die Realität ist etwa 1:100. Für einen Schweizer Franken bekommen wir hundert französische Francs.

Genf, wir kommen. In welche Richtung? Wir sehen ein grosses Schild «Pharmacie principale», vergnügt schlagen wir diese Richtung ein. Doch wenn wir planlos dem ersten Marktschreier folgen, kommen wir an kein Ziel - ein Stadtplan muss her. Ruth übernimmt die Führung.

Auf der Brücke Mont Blanc fegt uns die Bise fast weg. Mit ungeheurer Kraft treibt der Wind Wasser, Äste, auch die Menschen. Unter seiner Macht muss sich alles bewegen. Herrlich ist der See mit seinen weissen Krönchen, herrlich, wie er rauscht und seine Wassermassen an der Mauer des Quais schäumend aufspritzen lässt.

Die festgezurrtten Schiffe träumen von wilder Fahrt und treiben unruhig hin und her. Ruth friert und wickelt ihre Windjacke enger um sich. Zum Spass richte ich den Fotoapparat auf sie, ihre Flucht und das Verstecken hinter

dicken Bäumen hält sie warm, sie hasst es, auf Papier gebannt zu werden. Der Wind ist mächtig in seiner Wut und zwingt uns, Schutz zu suchen. Der «Jardin anglais» liegt zur Rechten. Seine Gepflegtheit wollen wir geniessen.

Der Hunger treibt uns auf Nahrungssuche. Die Migros in Genf unterscheidet sich wenig von Einkaufsläden in anderen Städten, hier kaufen wir Proviant ein für die Reise, eine Nacht im Zug.

«Pharmacie principale». Ruth knipst den Eingang für Louise.

Der Einkaufsbummel verleidet uns, wenn er Verlockung, Versuchung bedeutet. Wir können aber auch staunen, was alles produziert, erfunden und an die Frau, den Mann gebracht wird, je auffälliger, bunter, desto erfolgreicher.

Zurück auf die Bahnhofseite. Wir möchten noch im «Jardin botanique» bummeln und den UNO-Palast besichtigen. Im botanischen Garten freuen wir uns über eine kurze Rast mit einem Vogel, seine Art kennen wir nicht. Er ist sehr zutraulich, frisst uns aus der Hand, huscht ins Gebüsch und flugs ist er wieder da.

Wieder bläst uns der Wind mit voller Kraft entgegen. Er treibt uns weg vom See und den Bänken am Ufer. Vor dem Palais der UNO steht eine Tafel «Passage interdit».

Eine Kathedrale bietet uns Schutz und Ruhe für kurze Zeit. Unschlüssig, wohin wir uns des kalten Windes wegen wenden sollen, essen wir im Bahnhofbüffet, Reisende unter Reisenden.

20 Uhr, Treffpunkt vor dem Zoll für alle Reisenden aus allen Teilen der Schweiz. Eifrig umherspähend steigen wir die Treppe hinauf zum Zoll. Steht schon jemand da? Findet sich bald jemand ein? Wie sehen sie aus, wie denken sie? Mit wem werden wir eine Woche Ferien verbringen? Diese oder jene, vielleicht ist es auch die dort, die kommt bestimmt mit? Umständlich stelle ich den Rucksack hin, die Leute ringsum musternd. Stehen wir am richtigen Ort?

Ich trete nochmals aus der Halle, da spricht mich ein junger Mann an: «Nehmen Sie auch an der Provence-Fahrt teil?» Freudige Begrüssung, gemeinsames Warten auf die anderen. Der Zürich-Zug hat Verspätung.

Die Zollabfertigung ist ein leichtes Spiel. Endlich sammelt sich eine kleine Gruppe um eine freundliche, dunkelhaarige Frau, unsere Leiterin Elena. Sofort steigen wir in den Waggon und suchen unsere Plätze, ein Abteil für acht Personen.

Nun sitzen wir einander gegenüber, beäugen uns, haben aber schnell Kontakt. Alle suchen die bequemste Stellung, um die lange Nachtreise gut zu überstehen, sieben Mädchen und Michael, der einzige Junge in unserem Abteil. Er nimmt es fröhlich und gelassen.

Abfahrt 21.50 Uhr. Fahrt über Grenoble – Valence – Avignon nach Arles, Ankunft in Arles ca. 6 Uhr morgens. Anschliessend Busfahrt und 45 Minuten Marsch in die Jugendherberge Les Baux.

Der Zug rollt durch die Nacht. Die Gespräche verstummen während der Fahrt und flackern bei jedem Halt wieder auf. Ich schlafe wenig, sämtliche Glieder schmerzen. Im Dämmerzustand höre ich den Rhythmus der Räder, das Knirschen in den Kurven und das Plaudern der Leute.

Tagwache

Vor Avignon geht die Sonne majestätisch auf. Ich bin angekommen und die Sonne begrüsst mich.

Arles: verschlafen verlassen wir den Zug. Und der Wind ist auch schon da, Mistral heisst er, bläst aus dem Norden, nicht so heftig wie die Bise in Genf, hat aber Durchsetzungsvermögen und tagelange Ausdauer.

In einer Bistro-Bar am Bahnhof erhalten wir den Morgenkaffee. Hier herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Männer mit verschlafenen Gesichtern treten ein, legen Münzen hin, ziehen eine Schachtel Zigaretten aus dem Kasten und verschwinden wieder, ein geknurrtes «Bongschur» hinterlassend. Alles bewegt sich wie aufgezoogenes Spielzeug.

Unser Bus startet um 6.30 Uhr. Wir sind, ausser einer Frau im mittleren Alter, die einzigen Passagiere.

In die Berge

Kahlgeschorener Hügel, niedriges Gebüsch auf felsigen Boden. Wo liegt Les Baux? Die Häuser gleichen Steinhäufen, geordnet oder auch nicht, aufeinandergehäuft. Hygiene? Fröhlich aufheiternd wirken diese Bauten, an einer Seite nagt der Zahn der Zeit, die andere ist liebevoll restauriert. Ich könnte hier wohnen, könnte ich?

Bus Endstation

Müde, tapfer buckle ich den Rucksack und stapfe los. Zwei Gentlemen tragen Silvias Koffer. Ruth ist blass, wie wird sie hinaufkommen? Zuerst durch das Val de l'enfer, weniger steil und schattig. Dann winkt uns hoch oben auf einem Felsplateau, in den Felsen kaum erkennbar, die Kirche von Les Baux. Wild, romantisch weist das Dorf Ähnlichkeit mit einem Tessiner Dorf auf. Müde suchen wir in dem Gewirr von Gassen das Hotel Porcelets. Eine Sackgasse. Endlich stehen wir vor einem Jahrhunderthaus. Vor der kleinen Tür liegt ein Köter, der Bewacher des Jugendherberge-Hotels. Wer opfert seine Hosen für das Wohl der Gemeinschaft? Die Tür bewegt sich, ein Blondschoopf erscheint und verschwindet wieder.

Walter erobert uns mit Charme den Eingang. Originell, eine Künstlerburg zum Erstürmen. Wir wählen ein Lager nahe der Diele, es bietet den grössten Raum, sich aus-

zustrecken. Nach einer Katzenwäsche schlafe ich nach dieser durchfahrenen Nacht bis zum Mittagessen. Die andern lockt die Abenteuerlust ins Dorf.

Erstes gemeinsames Mittagessen am Cheminée, das Fleisch ist zäh wie Schuhsohlen. Egal, wir staunen, wo wir gelandet sind.

Am Nachmittag ein kurzer Bummel durch steile Gässchen. Dann steigen wir auf zur Burgruine. Am Eingang wird uns ein Film gezeigt über die Geschichte von der Burg Les Baux, die auf ein Felsplateau gebaut ist. Von oben beherrschten im Mittelalter die Ritter von Baux weithin die Verkehrswege. Mehr interessiert als an Krieg waren sie an Kunst und Ritterspielen. Ihre Burg war ein europäisches Zentrum des Gesangs, Minnesänger wanderten von Hof zu Hof und wetteiferten mit ihren Liedern um die Gunst der Burgdamen.

«Saget mir ieman: waz ist Minne?»

Dies freie Leben, die Unabhängigkeit muss Neid geweckt haben. Kardinal Richelieu liess im Namen des Königs von Frankreich Burg und Dorf zerstören. Noch heute stehen Grundmauern und Teile von Mauern und Treppen. Im Sandstein eingeprägt sind die Schritte der Menschen, die durch die Jahrhunderte hinauf und hinunter gestiegen sind. Diese Spuren im Stein inspirieren uns zum Motto des Tages: «Als es noch weich war».

Ich stehe auf dem Plateau, höre auf den Wind und stelle mir das bunte Leben im Mittelalter vor.



Auf zur Entdeckung der «Grottes des Féés»

Ein Bewohner von Baux, ein Künstler, weist uns den Weg über eine bewachsene Theaterbühne, durch stehendes Gestrüpp und Schlangengefahr.

Michael steigt hinab in die Unterwelt, um seine Eurydice zu erlösen. Sie scheint in eine Fledermaus verwandelt zu sein, die unter seiner Berührung quietscht. Seine Kraft zur Erlösung ist zu gering. Sie geht eigene Wege.

Ich setze mich auf einen Dolmen, einen flachen Stein, gross wie eine Tischplatte. Ist es ein Grabmal?

Die versteinerten Figuren Dantes flossen Furcht und Respekt ein. Walters und Michaels Interesse gilt mehr den erhaltenden Steinen. Sie träumen, sich hier niederzulassen und Minen auszubeuten.

Von der anderen Seite des Tales zeigt sich Les Baux in seiner ganzen Schönheit und Majestät, ohne Übergang von Natur zum Menschenwerk. Ist das Kunst, Menschenwerk der Natur anzugleichen? Aus den Felsen wachsen die Häuser.

einem schwarzen Spitzenschleier verschwindet hinter der Kirchentüre.

Auf, Leute, lasst uns wandern! Der Weg führt uns durch eine eindrucksvolle, versteinerte Welt auf eine Passhöhe. Eigenartige Gegensätze: hier wunderbar ewig anmutende Gesteinsformen, daneben in Stein gekratzt, auf die Strasse gemalt – Schlagwörter der Wahlkampagne. Die Franzosen scheinen eifrige Politiker zu sein.

Zwei unserer Mitwanderer steigen auf einen schmalen Fusspfad hinauf. Wo und wie werden sie uns wieder finden?



Abstieg

In der Umgebung des «Grand Hotel» sind zwei grosse Anziehungspunkte: das Schwimmbassin und rote Kirschen, beides geniessen wir mit Vergnügen.

Diskussion am runden Tisch: Frauenstimmrecht. Dieses wird auch von den Herren befürwortet, leider sind sie eine Minderheit.

Das Nachtessen ist ausgezeichnet, zur freudigen Überraschung aller. Hunger ist der beste Koch.

Nach dem Essen bummeln wir im Dorf durch ausgestorbene Gassen, vorbei an dunkeln Ecken. Ein unheimliches Gefühl verfolgt mich und verlässt mich erst, nachdem ich, im Leintuch eingewickelt das ruhige Atmen meiner Kolleginnen höre.

Sonntag

Wanderung nach St. Rémy, dem letzten Aufenthaltsort von Vincent van Gogh. Besichtigung des Museums, des Irrenhauses und des römischen Triumphbogens.

Sonntagmorgen, Emil und Walter halten Ausschau nach den Trachtenmädchen vor dem Kirchenportal. Sie sind auf Fotosafari, auf Jagd nach Mädchen, lokalen Schönheiten in Trachten. Kein Mädchen wagt sich hervor, nur eine jugendliche Gestalt, schwarz gekleidet, verhüllt mit

Die Kirschen locken süss, ja, die Bäume strecken uns ihre Äste entgegen, wer kann, oder will widerstehen?

Achtung, beim nächsten Bach nach links abbiegen. Ein alter Bauernhof ist im Reiseführer mit drei Kreuzen bezeichnet, also muss er besucht werden. Ein Gekreis und Gezänke lauter Frauenstimmen empfängt uns und stört den friedlichen Sonntagmorgen. Die Einsamkeit, nicht die Idylle wohnt hier.

Wieder auf der Hauptstrasse sehen wir weit hinter uns zwei Punkte immer grösser werden, unsere Ausreisser nahen, zerschunden und zerstoichen vom Gestrüpp. Sie sind auf Abwege geraten und mussten über Geröllhalden und durch den Maquis klettern.

Ein grosses Nelkenfeld, wir fotografieren es farbig und beschnuppern seinen Duft. Wir Mädchen stecken uns eine rote Nelke ins Knopfloch. Die Strasse wird lang und länger und heiss. Einen Bauern fragen wir, wie weit es noch bis St. Remy sei. Er zeigt hinüber, wo hinter den Bäumen versteckt das Städtchen liegt.

Oh, «wie nach der Quelle der Hirsch» lechzen wir nach Wasser.

Plötzlich stehen wir im Zentrum des Städtchens auf dem grossen Platz wie in einem Ameisenhaufen. Sonntagmorgen in einem Provinznest. Männer stehen zusammen, diskutieren, lamentieren, rauchen, spielen Pétanque, kritisieren die promenierenden Schönheiten und manches Lächeln wird ausgetauscht.

Wir setzen uns in ein Strassencafé und bestellen das grösste und billigste Getränk.

Beim Coiffeur um die Ecke können wir unseren vorbebestellten Proviant holen, der von den Kavaliern zum Picknickplatz getragen wird. Zu Füssen eines römischen Denkmals, im Schatten grosser Kastanien lassen wir uns nieder und geniessen die grosszügig bemessenen Schinken- und Käsebröte. Nach dem Essen ahmt ein Teil der Gruppe die kriegerische Stellung der Figuren auf dem Denkmal nach.

Ich versuche auf dem Bauch liegend, die schönste Wirkung des Denkmals zu erzielen. Resultat: der schiefe Turm von St. Rémy.

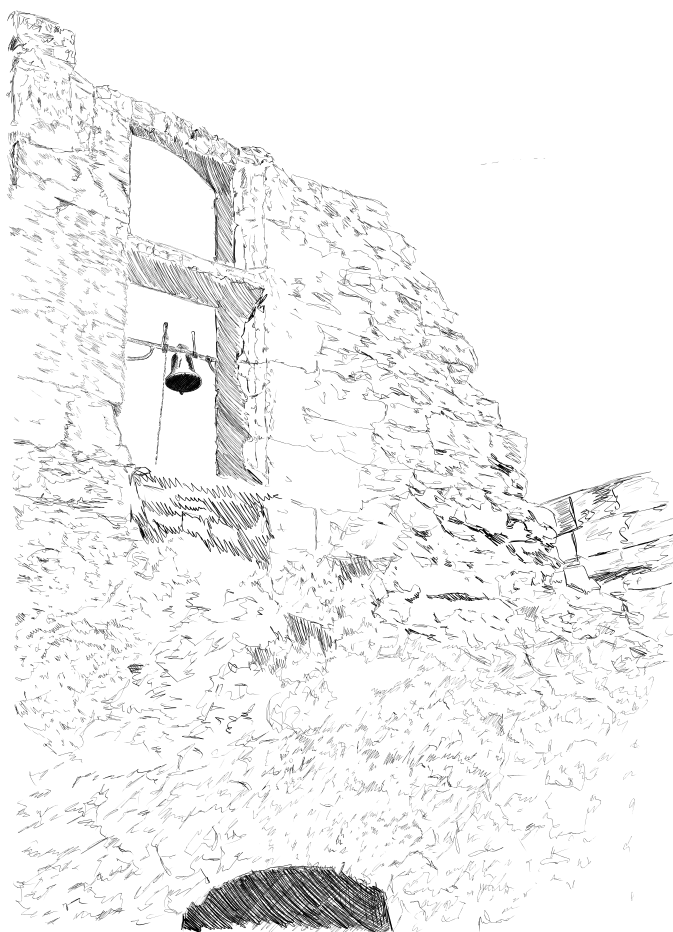
Anstaltsbesichtigung

Leider können wir nur die alte Klosterkirche mit dem kühlen Kreuzgang besuchen. Gerne hätten wir im Weinkeller probiert, aber die Türe ist zu stark, der Draht des improvisierten Schlüssels zu schwach. Anne ist entsetzt ob unseren kriminellen Fantasien. Gerne hätte ich mich umgeschaut in einer französischen Anstalt, auch weil Vincent van Gogh hier gelebt, gemalt, gelitten hat und gestorben ist. Die Pförtnerin, von Katzen umgeben, erklärt, der Arzt habe Besuche verboten. Schade. Elena bemerkt, dass die Bäume gefällt wurden und die berühmte Allee verschwunden ist. Scherzend reissen



wir uns um Reliquien der Bäume, die den Künstler inspiriert haben. Gemeinsam trinken wir noch etwas in St. Rémy, dann teilen wir uns in Gruppen auf. Die einen wollen Baux per Autostopp erreichen, die andern den gleichen Weg zurück, wieder andere suchen den Umweg zum kleinen See, um dort zu baden.

Ruth, Werner und ich finden den Weg zum erfrischenden Bad nicht. Nicht einmal ein Baum mit reifen Kirschen erfreut uns. Zikaden zirpen schadenfreudig und lange suchen wir, bis wir eine entdecken. Unterdessen haben sich Walter und Emil uns angeschlossen. Singend und scherzend marschieren wir weiter, in der Ferne winken die Felsen über Baux.



Durst quält uns, sollen wir im nächsten Mas (Bauernhof) um Milch oder Wein bitten? Endlich Aprikosenbäume, die Herren schicken uns auf Raub aus, wir teilen die Beute. Unser Tun erinnert mich an die Geschichte von Adam und Eva.

Ruth hat Blasen an den Füssen, sie ist ziemlich erschöpft. Noch ein letzter Aufstieg, dann sind wir oben. Die eine zieht die andere abwechselnd nach, so erreichen wir müde, aber zufrieden die Jugendherberge. Elegante, erfrischte Damen begrüßen uns, die Autostopperinnen. Lange nach uns treffen die Letzten ein, von ihren Abenteuern erzählend.

Montag

Morgenessen, Werner sitzt schon frisch und munter am Tisch. Wo sind die Compagnons? Einer nach dem andern nimmt eine Tasse und pilgert zur Küche. Dort schenkt Micheline die Milch aus. Brot und Kastaniencreme stehen essbereit auf dem Tisch.

Elena erkundigt sich nach einer Busverbindung nach Arles. Sie bestellt ein frühzeitiges Mittagessen und überlässt uns bis dahin unserem Schicksal.

Wir Mädchen durchstöbern die Webstücke der kleinen Boutique. Nicht nur die Evas, sogar die Adams lassen sich herbei und bewundern Jupes, Pullover, Schmuck-

stücke und Wurzelfiguren aus Rebenholz oder Olivenholz. Walter schwärmt für einen violetten Jupe und bedauert, kein Mädchen zu sein, oder keine zu kennen, die dieses Prachtstück würdig tragen könnte.

An meinen schmalen Geldbeutel denkend entgehe ich der Versuchung, indem ich mich in die Ruinen von Baux zurückziehe. Durch die Gassen wandernd, erlebe ich die Geschichte vom Dorf Baux, seine Glanzzeit und seinen Niedergang. Langsam nagt der Zahn der Zeit an den Mauern. Wie lange noch hängt die Glocke in der offenen Mauernische? Den Zoologen wird die Schlange interessieren, die sich auf den Mauern sonnt. Ruhe liegt über den Ruinen, der Wind sucht eine Melodie leise pfeifend durch die Gassen.

Nachmittag, Abstieg zur Busstation. Mit zügigem Tempo fährt uns der Chauffeur nach Arles. Er achtet nicht auf Bodenwellen und Walter bekommt etwas für sein Geld, nämlich Flüge zur Decke des Cars. Wir flitzen vorbei am Kloster Mont Majour und in der Ferne winkt uns Le Moulin de Daudet.

In Arles besuchen wir zuerst gemeinsam die Kirche St. Trophime, die Krönungskirche. Wir bewundern das romanische Portal und im Innern die herrlichen Gobelins. Wie mancher zerstoche Finger muss da geblutet haben beim Entstehen dieser Stickereien. Der kühle Kreuzgang lädt mich zum Meditieren ein. Jede Säule ein Schritt, Schritt für Schritt.

In kleinen Gruppen wollen wir die Sehenswürdigkeiten von Arles, die römischen Ruinen entdecken.

Auf Umwegen finden wir das Musée Lapidaire, heidnische und christlichen Kunst. Im Abteil «Heidnische Kunst» fallen mir die strengen, markanten Züge der Figuren auf.



Mit den christlichen Künsten werden wir in die «Unterwelt» der römischen Stadt Arles geführt. Aus dem feuchtkalten, dunklen Keller steigt eine römische Markthalle, ihr buntes Leben, das Schreien und Klappern auf. Wir sehen die Lebensader einer Stadt, die Wasserleitung. Ungern verlasse ich die gedeckte Markthalle. Gern würde ich forschen und entdecken mit dem Spaten.

Théâtre antique

Letzte Überreste versunkener Grösse. Die heutigen Bewohner des Theaters: kranke Katzen. Nur hie und da kommt ein Besucher, lässt in seiner Vorstellung das Theater leben, aufsteigen zu seiner Grösse und wieder fallen ins heutige Grau.



Arena

Eine riesige Opferschale dem Götzen «Vergnügen». Unheimlich, düster, grauenhaft sprechen diese Steine. Aus allen Löchern gähnt die Vergangenheit, das Schreien Menschen und Tiere, die zum Vergnügen anderer das Leben lassen mussten.

Riesige, buntschreiende Plakate werben für den heutigen Stierkampf.

Welch ein Gegensatz: Tanzende Kinder in diesen Ruinen. Die anmutige Jugend übt Volkstänze für

den Nationalfeiertag am 14. Juli. Alle tragen ein keckes Hütchen.

Obwohl müde und durstig, suchen wir doch noch den alten Friedhof auf. Aber unser Sinn steht nicht mehr nach Steinen. Den Berner Marsch pfeifend marschieren wir durch die Sarg-Allee, auf beide Seiten freundlich grüssend, die steinernen Särge sind leer. Die fast verfallene Kirche birgt ein Kleinod, ein zartes Licht- und Schattenspiel.

Während wir vergnügt den Nachmittag verbummeln, rennt Elena von Pontius zu Pilatus, sie will einen Bus mieten, damit wir morgen im eigenen Auto die umliegenden Stätten römischer Kultur besuchen können.

Um 17 Uhr treffen wir uns wieder an der Bus-Haltestelle. Ruth deckt sich noch schnell mit Früchten ein und schon rattert der Bus wieder Baux entgegen. Der Marsch von der Bus-Haltestelle hinauf nach Baux ist erfrischend, kein Städtestaub verstopft die Lunge.

Nach dem Nachtessen erproben wir unsere Stimmen vor dem Hotel, nicht schön, aber kräftig, ein Ausdruck unserer guten Stimmung. Da saust der «Heiland» um die Ecke, (seiner Sandalen wegen so genannt) zieht ein bedenkliches Gesicht und erklärt: «C'est beau, mais...»

Lachend verziehen wir uns in die oberen Gassen. Mit der Polonaise verscheuchen wir sämtliche Katzen und gelangen mit einem Gast, der sich uns freudig angeschlossen hat, hinauf auf die Burgebene. Im gespensti-

gen Mondschein, in der Nähe des Friedhofs ertönen unsere Volkslieder, tanzen zwei Paare Volkstänze, begleitet von unserm Gesang.

Unser Gast singt uns als Gegenleistung «Sur le pont d'Avignon». Auch die Mücken gehören nebst den unsichtbaren Geistern zu unserem Publikum. Wir alle erhalten mehrere Stiche, damit wir ja den schönen Abend nicht vergessen.

Dienstag

Das Auto steht bereit, aber unsere Damen – dies und jenes sitzt noch nicht – endlich. Der Wagen saust Avignon entgegen, zuerst die gleiche Strasse entlang, die wir am Sonntag auf Schusters Rappen hinter uns liessen. Bequem strecke ich mich jetzt in den Polstern.

9 Uhr: Führung durch den Papstpalast, der mir unsympathisch ist. Er verkörpert ein Symbol der Macht und erinnert an eine trübe Zeit in der Papstgeschichte. Hintertüren, verborgene Räume, doppelte Böden sind Zeichen intriganter Persönlichkeiten.

Nach der Besichtigung des Palastes geniessen wir ein gemeinsames, verspätetes Morgenessen in einem Bistro.

Madeleine, unsere Kameradin aus Paris, führt uns durch Avignon. Werner muss sein kaputtes «Nasenvelo» reparieren lassen. Zu viert, Madeleine, Ruth, Walter und ich,

bummeln wir durch die Gassen und Gässchen, die eng und schmutzig sind. Grau und stinkig dümpelt das Wasser im Graben der Färbergasse. Ob hier noch Stoffe gefärbt werden?

Der Markt, Treffpunkt allen Lebens, lockt schillernd. Alles Nötige für das tägliche Leben wird hier verkauft, farbenprächtige und rätselhafte Fahrende bieten selbstgeflochtene Körbchen an.

Die Zeit scheint hier stehen zu bleiben.

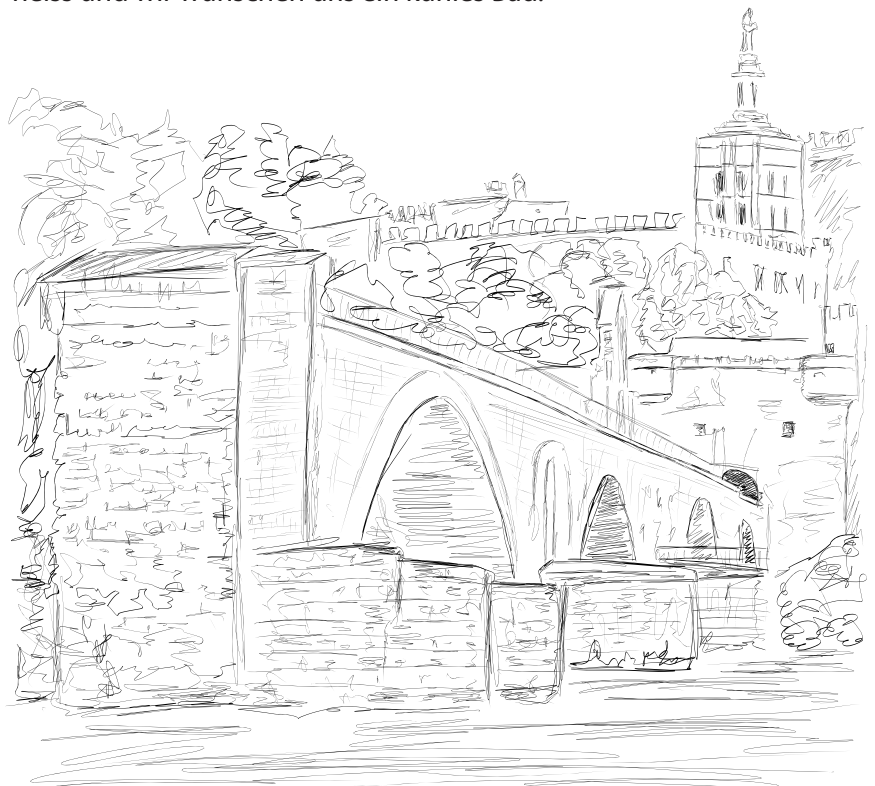
«Pont d'Avignon», das bekannte Lied summend, betrete ich die Brücke, die ja keine ist. In der Mitte des Flusses bricht sie ab.

Unten am Flussufer waschen Fahrende ihre Tücher. Ich möchte sie unbedingt fotografieren, wage aber nicht, mich zu nähern. Ihre Kinder schlafen in schmutzigen Kinderwagen, liegen auf alten Zeitungen, eingewickelt in schmutzige Tücher. «Kann ein Kind sauber, aufrecht aufwachsen in diesem Schmutz?», fragt eine 20-Jährige, aufgewachsen in der sauberen Schweiz.

Wer ist zuerst oben? Wie ein Pferd atmend erreiche ich als Zweite den Stadt-

park und sinke erschöpft auf die Bank. Aus der Fast-Vogelperspektive zeigt sich die Fast-Brücke in ihrer Eigenart.

Vor der Weiterfahrt zum Pont du Gard kaufen wir uns Flüssiges. Es ist heiss und wir wünschen uns ein kühles Bad.



Pont du Gard

Staunend stehe ich vor der Brücke über die Gard, Wasser wird für die römischen Städte aus den Bergen geführt. Ein Jahrtausendwerk, vor 2000 Jahren von den Römern erbaut.



Drüben, am andern Ufer liegt der schönste, schattige Picknickplatz – also waten wir durch den Fluss. Nur vier ziehen den langen Umweg vor, darunter Ruth. Knorrli steigt als Letzte in die kühle Flut. Jemand hat einen Kocher mitgeschleppt, es gibt eine heisse Suppe. Nach dem Essen, grosses Waschen, Abwaschen. Elena, Rosiane, Anne und ich wagen ein Bad. Michael will uns beobachten und verbrennt dabei seine Füsse im heissen Sand. Noch ein Neugieriger schwimmt auf einer Luftmatratze daher, sollen wir ihn zusammen überfallen?

Die Haare werden besonders schön vom Flusswasser, wir sparen nicht an Shampoo, tauchen unter, lachend und prustend. Noch nie habe ich in einer so schönen Badewanne gebadet, zurück zur Natur. Nur kurze Zeit an die Sonne und schon sind wir trocken. Erfrischt sitzen wir später im Auto nach Nîmes.

Nîmes, ein kurzer, interessanter Aufenthalt in den Ruinen römischer Bäder, eine Zeitreise zum Luxus vor 2000 Jahren. Auch damals wusste man kühles Wasser zu geniessen. Wir suchen den Überblick über die Anlage und steigen auf eine Anhöhe. Dort beobachten wir Polizisten bei der Arbeit. Eine Schweizerin sei von Soldaten belästigt und überfallen worden. Die Täter werden fieberhaft gesucht. Sie haben Bisswunden. Verstoßen oder neckend wollen wir die Finger unserer Kameraden sehen.

17 Uhr geht es heim nach Les Baux.

Mittwoch, freier Tag

Der grossen Versuchung, doch noch einen handgewebenen Jupe zu kaufen, kann ich in der Stunde des Müsiggangs nicht widerstehen. Nach längerem Suchen in verschiedenen Ateliers finde ich endlich einen für meine Grösse, weit und in schönen, gedämpften Naturfarben. Elena hilft mir kameradschaftlich, den Reissverschluss einzunähen. Das Mieder, nicht für meinen Umfang berechnet, erweitern wir mit einem Band. Ich muss abnehmen auf Jupeweite.

Alle andern sind verschwunden. Einige nach Montmajour, andere zum Bergsee. Ich durchstreife die Gassen und suche Weitblick auf dem Plateau.

Nach dem gemeinsamen Nachtessen steigen wir zum letzten Mal zum Burgplateau hinauf, gut gepanzert mit Spray gegen surrende Ungeheuer.

Beim Zusammensitzen entsteht unser Lagerlied, ähnlich einer Basler Schnitzelbank, Refrain: «Als es noch weich war». Rosmarie und Knorrli zeigen sich als waschechte Baslerinnen, aus dem Stegreif finden sie Text und Melodie.

Ahne ich nicht, dass ich 30 Jahre in Basel leben werde, mit Ehemann und drei Kindern. Oder doch? Jedenfalls fühle ich mich sehr wohl in dieser Runde.

Donnerstag: Abreise

Von Les Baux Abschied zu nehmen, fällt mir äusserst schwer. Die Aussicht, die letzten Tage am Meer zu verbringen, tröstet mich.

Marseille, eine riesige, furchteinflössende, schmutzige Stadt, voller Unbekanntem, dem es auszuweichen gilt, bietet sich an als Umschlagshafen für Kämpfer und Waffen im Algerienkonflikt. Das Meer ein stinkender Hafen, Männer mit gefährlichem Aussehen, kurz, nicht die Welt, die ich als Ferienkulisse brauchen kann. Ich fühle mich eingeschlossen, gefangen. Das Mittagessen, eine Fischsuppe, rezent, aber sehr fremd. Fisch ist nicht meine Leibspeise.

Was ist los mit mir? Marseille, dem Tor Europas am Mittelmeer gegenüber so negativ kritisch zu sein, ist nicht fair, aber der Algerienkrieg wirft Schatten auch auf die Menschen, die kurzfristig in seinem Dunstkreis stehen.

Die letzten drei Tage in La Ciotat, einem ehemals kleinen Fischerdorf, jetzt ein Künstler- und Touristendorf, am Meer zu verbringen, auszuruhen, zu baden, den Wellen zuzuhören, darauf freue ich mich. Die Seele baumeln lassen, tanken für den Alltag, der mir immer schwerer fällt. Doch bin ich entschlossen, die Lehre als Psychiatrieschwester erfolgreich zu beenden, noch fast zwei Jahre auszuharren. Tage wie die soeben erlebten, im Kreis interessierter, fröhlicher Jugendlicher in meinem Alter, sind für mich Lichtblicke, eine Auszeit, ein Ausgleich zu Krankheit und Irrsinn.

Nach dieser kurzen Reise bin ich bei mir angekommen.



Dem Ende der Lehre entgegen

In mir wuchs Gleichgültigkeit. Ein Tanzverbot am Silvesterball respektierte ich nicht, was vermerkt wurde, auch dass ich mit dem Pfleger öfter tanzte, der mir verboten war, da ich mich fröhlich mit ihm unterhalten konnte. Nur kurz, dann gehorchte ich, das Diplom war mir wichtig.

Bevor Verena Kuhn-Gebhart in die Ferien fuhr, verschrieb sie mir zwei bis drei Ampullen Tofranil. Da nach 14 Tagen keine positive Wirkung zu spüren war, zusätzlich drei Mal zwei Tabletten täglich. Die Träume waren intensiv, aber keine Alpträume. Nachträglich stellte ich so etwas wie Voraustraum fest:

«Ich war unterwegs in der Innerschweiz, musste mich aus Gestrüpp freikämpfen, konnte aber nicht nach Münsterlingen zurück.»

Jetzt, während ich dies schreibe, weiss ich, wie ich damals auf Andere gewirkt haben muss. Langsame Körperbewegungen, langsames Denken und Antworten. Ein Gehen auf Wolken, in Watte gepackt, unberührt, unberührbar, blind für die Zusammenhänge, naiv freundlich, gleichgültig Übergriffe geschehen lassend, eine aufgezogene Marionette, ein «so ist das», wunschlos, zum Voraus ins Negative gekämpft. Hören wie aus weiter Ferne. Den Kern treffe ich nicht, ich kann nur umschreiben, nicht beschreiben.

Mein Vater stritt mit der Oberschwester. Er wollte, dass ich Urlaub nehme, nach Hause komme und meine Mutter pflege,

die krank war. Die Leitung von Münsterlingen See-seite pochte auf das Arbeitsrecht und erklärte, ich sei zu krank, um Mutter zu unterstützen.

Mein Zustand war bedenklich. Das Tofranil wurde ersetzt. Ein Versuch mit Antiepileptika ohne Wirkung abgebrochen und wieder mit sieben Tofranil und einem Largactil ersetzt.





Verwirrt, nicht arbeitsfähig, ohne Perspektive oder Lebensfreude, das war ein Erfolg mit Unmengen Antidepressiva. Ich wollte nur noch schlafen.

Bei Allen eckte ich mit meiner Unordnung an, sogar bei der sanften Schwester Ruth. Ich war immer durstig und hatte Wasser im Zimmer, zwei Flaschen Eptinger, die ich im Kasten versorgte. Nach einer Kontrolle durch die Oberschwester fand man meine Idee krankhaft, Flaschen im Kleiderschrank aufzubewahren. Ich hatte keinen besseren Ort gefunden im Zimmer.

Meine Gleichgültigkeit fiel der Oberschwester auf die Nerven, sie sie schimpfte über mein «dummes Getue» und erhöhte die Dosis Tofranil ohne Rücksprache mit der Ärztin.

In der letzten Sitzung Gesprächstherapie überfiel mich die Trauer, ich weinte, heulte, lachte: «Ich kann nicht mehr».

Pyjama-Geschichte

Mit einer meinerseits naiven Pyjamageschichte war das Fass voll. Von dieser Geschichte gibt es Variationen. Jede dichtete dazu. Meine Version: Eine Kollegin wollte mit ihrem Freund Schluss machen. Sie bat mich, sie zu begleiten, er kam mit dem Auto. In meinem Zustand war ich der «Mistkübel der Anstalt», immer bereit, die heißen Kartoffeln aus dem Feuer zu holen. Es regnete. Ich zog den Regenmantel über das Pyjama an, der Mantel war dicht, man konnte nicht sehen, was ich darunter trug. Im Auto setzte ich mich hinten auf den Sitz und liess die Beiden vorne streiten. Sie beendeten ihr Gespräch friedlich. Ich ging zurück in mein Zimmer. Die Kollegin traf sich noch mit andern. Am nächsten Morgen wurde ich ins Büro gerufen, zur Oberschwester. Sie war sehr aufgeregt über mein Verhalten, unerhört, im Pyjama ins Auto eines Mannes zu steigen, das sei keine Schwester, die so etwas tue. Wir kämen noch in der Zeitung.

Zuerst verstand ich gar nichts, bis mir dämmerte, dass sie eine etwas andere Geschichte sah als die meine.

Eingeprägt hatte sich mir der Satz: «Sie sind keine Schwester.» Mir war klar, sie hatte recht, aber nicht wegen der Pyjamageschichte.

Ich selbst hörte endlich, was ich schon lange wusste. Ich bin keine Schwester.

Bestätigung Nr. 2

Unsere Holzböden mussten auf den Knien geputzt werden, eingewichst und gegläntzt. Zu dritt rieben wir, plauderten, lachten, als das «Rösslspiel» bestehend aus Chefarzt, Oberarzt, Oberschwester und der Abteilungsschwester über uns hinweg ihre Patientenbesuche absolvierte, die eigentlich eine Farce waren, die Patienten sagten nichts. Wortlos, aber mit unfreundlichem Blick beobachteten sie uns.



Ich wartete den Feierabend ab, fürchtete, aufgehalten zu werden. Die letzte Zugverbindung nach Luzern erreichte ich ohne Gepäck, mit nur einem Gedanken, weg.

Gefühle stürmten auf mich ein, nicht nur die alten Eisenbahnwagen rüttelten mich durch. Mein Vater beschrieb im Brief an Roland Kuhn, wie ich zuhause angekommen war. Ihm bin ich sehr dankbar, er wehrte sich für mich und stand zu mir.

Mitten in der Nacht erreichte ich mein Elternhaus. Mein Zustand war nicht sehr vertrauenerweckend. Meine Eltern steckten mich ins Bett. Ich schlief tief, am Morgen weckte mich Vater mit der Meldung aus Münsterlingen von meinem Verschwinden. Die Suche am See sei ergebnislos verlaufen.

Mein Vater verteidigte mich, hoffte, ich könne die Lehre abschliessen. Münsterlingen lehnte ab, auch Chur und das Burghölzli Zürich boten mir die Chance des Lehrab schlusses nicht.

Mein Vater stritt noch per Brief mit Roland Kuhn und mit der Verwaltung um Finanzielles, sie wollten den Restlohn nicht auszahlen, versuchten, die Gespräche mit Verena Kuhn-Gebhart als Psychotherapie zu verrechnen. Mein Vater drohte mit Klage wegen meiner Minderjährigkeit, als ich eingestellt wurde. Der Rest des Lohnes kam.

Zuhause stoppt die Verabreichung von Medikamenten, die vier Spritzen Tofranil täglich bleiben aus, ohne Schwierigkeit plane ich meine Zukunft. Eine Ausbildung als Arztgehilfin wünschte sich meine Mutter für mich. Handelsdiplom und medizinische Kenntnisse konnte ich vorweisen. Ich hatte Südfrankreich im Kopf und ein Jugendlager, das ich schon in Münsterlingen reserviert hatte. Meine Eltern waren einverstanden, aber unter einer Bedingung.

Ich verstand, suchte Zeitungsinserate, fand ein Chiffre-Inserat eines Rheumatologen. In Luzern gab es zwei. Mit einem Telefongespräch hatte ich die Zusage, noch diesen Herbst anfangen zu können. Erleichtert, ohne Medikamente, ohne Krankheitsgefühle oder Schlafbedürfnis, voller Tatendrang und Lebensfreude erlebte ich ein paar Wochen mit Jugendlichen meines Alters.

Nach dieser Auszeit hatte ich das Bedürfnis, den Schlüssel abzugeben, mit diesen Zeilen abzuschliessen.

Sehr geehrte Oberschwester

Beiliegend finden Sie den Anstaltsschlüssel, den mein Vater ohne mein Wissen verwahrte. Ich bitte Sie, mir mein Davonlaufen nicht als Böswilligkeit oder Leichtsinn auszulegen. In jener Situation schien mir nichts anderes möglich.

Für die Lehren, die sie mir gegeben haben, danke ich Ihnen und grüsse freundlich

Entlassungsbrief

Kein Wort finde ich im Entlassungsbrief über die Medikamente, nur, dass ich die hohen Dosen Antidepressiva unbedingt weiter nehmen müsse.

Ich hatte an meinen Traum, Psychiatrieschwester zu werden, geglaubt, und zu viele Medikamente geschluckt. Ich liess mich biegen, aber nicht brechen.

Die Freundlichkeit empfand ich als getarnte Verachtung. Warum kümmerte sich Roland Kuhn persönlich um mein Befinden, gab sogar zu, die Oberschwester habe etwas zu verbergen. Seine Kontakte zur Basler Chemie erwähnte er nie. Wir wussten alle, dass es sich bei «Geigy rot» um neue Medikamente handelte. Was wir nicht wussten, war, dass deren Wirkung und Nebenwirkungen noch gar nicht erforscht waren.

Roland Kuhn, gefeierter Forscher der Antidepressiva, Chefarzt einer Schule für Personal in der Psychiatrie. Damals waren Menschen wie er «Götter in Weiss», denen man vertraute, ihnen glaubte.

Doch Roland Kuhn hatte für seinen eigenen Ruhm die Naivität und die Abhängigkeit einer minderjährigen Angestellten ausgenutzt. Er hat, durch seine an mir durchgeführten Versuche mit Unmengen von Medikamenten meinen Lehrabbruch verschuldet.

Zeit nach dem Abschied von Münsterlingen 1961

Die Provence-Reise habe ich in lieber Erinnerung. Zufällig hörte ich von einem Lehrer, der Jugendliche einlud, mit ihm Ruinen eines Dorfes in der Haute Provence aufzubauen. Er gründete eine europäische Baubruderschaft mit dem Ziel, vormittags Gebäude wieder aufzubauen, nachmittags über Europa zu diskutieren und Bilder zu vermitteln, wie Europa gestaltet werden kann.

Fünf Franken pro Tag, das war der Preis für Unterkunft und Verpflegung. Das konnte ich mir leisten. Ich meldete mich an, Alberts Stimme klang sympathisch.

Nach St. Jalle in der Nähe Nyens geht die Reise, in die Vorhügel der Alpen. Albert und die anderen treffe ich in Zürich. Die Ruinen bestanden aus drei kleinen Häusern, die in einem Gässchen aneinandergelagert waren. Sie empfingen uns einem gnädigen Abendlicht. Mitgebracht hat Albert Säcke, die wir mit Laub füllen, das sind unsere Matratzen. Das Kochen wird meine Aufgabe sein. Die Küche besteht aus einer Feuerstelle und einer Rüstfläche aus Stein. Das Wasser fliesst zu unserer Freude zuerst rostig schmutzig, dann mit schwachem Strahl sauber.

Die Türe benutzen wir als Tischfläche auf Holzböcken. Alte Stühle können wir im Tante-Emma-Laden im Dorf und im Bistro organisieren. Die Räume müssen entrümpelt und gereinigt werden. Die Nachbarin leiht uns ihren Besen, gegen einen Schwatz würde sie uns ihren Haushalt überlassen. Mit ein paar Katzen wohnt sie allein in die-

sem dunklen Gässchen. Nach einigen Tagen bekommen wir mit Hilfe eines Elektrikers vom Dorf Licht. Jean-Pierre, ein junger Architekturstudent leitet die Bauarbeiten. Mit dem stillen Toni an seiner Seite messen sie Mauern aus und bauen auf. Viktor schleppt Material her. Dieses Trio ist der Kern der Bauequipe. Andere junge Männer verschiedener Nationalität kommen und gehen.

Wo gearbeitet wird, muss gegessen werden, gut und viel. Um unsere Speisekarte aufzubessern, helfen wir einem Bauern auf dem Feld und bekommen dafür Aprikosen, Nüsse vom letzten Jahr, frisches Gemüse und Salat. Von einem alleinstehenden Bauer beziehen wir Ziegen- und Schafskäse, den er im Kastanienbaum vor seinem Haus trocknet. Mit dem feinen Käse erhalte ich einen Heiratsantrag, den ich mit Bedauern ablehne.

Eine Woche ist vorbei, wir haben einander kennen gelernt, beim Bauen wie auch bei den Diskussionen: Wie gestalten wir Junge Europa. Als Staatenbund oder Einheitsstaat? Wie schaffen wir einen Ausgleich zwischen den Nord- und Südstaaten? Wie gehen wir mit dem kalten Krieg und den osteuropäischen Staaten um? Wie stehen wir zu Armut und Reichtum? Jemand stellt eine Frage, Antworten führen zu Gegenargumenten. Eine hitzige Debatte wird mit einem Ballspiel aufgelöst. Nach dem Abendessen sitzen wir noch zusammen, besprechen den heutigen oder den morgigen Tag, teilen die Arbeit ein. Kurz, wir sind zufrieden, hier zu sein. Mein Lehrabbruch ist weit weg, relativiert sich in der Bedeutung.

Meine Gedanken drehen sich um Eintopf-Menüs bis wir einen zwar alten, aber funktionierenden Holz-Kochherd bekommen. Die Bäuerin Colette bedauert uns. Unsere fleischarmen Menüs bessert sie mit einem lebendigen Huhn auf. Das Geschenk freut mich, aber das Huhn töten, nein, unmöglich. Die Tochter des Ladens, «Salade de fruits», begrüsst ihre Kunden mit diesem Lied. Sal löst mein Problem, sie spricht nicht darüber. Vor ihrem Laden, am Fluss und am Strassenrand hilft sie mir, den Vogel zu rupfen. Im Topf mit Gemüse und Reis entsteht eine nahrhafte Suppe.

Viktor hat ein Motorrad. Wenn mir ein Essen besonders gut gelingt, darf ich mit ihm mit auf Touren. Bis hinunter nach Les Beaux, St. Remy oder Pont du Gard. Wir entdecken die Provence, die alten Zeugen einer schon langen besiedelten Landschaft, die farbige Erde von Roussillon, den Mont Ventoux, kahl und kalt, begegnen dem kräftigen kalten Wind von Norden her.

Das Haus verändert sich, bekommt Form und Farbe ausen und innen. Die Räume erhalten Möbel, die Dusche funktioniert. Dennoch ziehen einige den Brunnen in der Gasse als Badezimmer vor. Die Nachbarin genießt das Lachen der Jugend und freut sich, dass wieder Leben in die verlassenen Häuser einzieht. Der Lärmpegel steigt, die Katzen können lauter sein.

Meine Auszeit geht zu Ende, die Trauer des Abschieds wird weggelacht. Morgen beginnt ein neues Leben.

Erlenmatt 2024

Warum tue ich mir das nochmals an? Eintauchen in eine schwierige Zeit, die eine harte Schule war, und die ich doch nicht vergessen möchte.

Meine Motivation ist heute wie damals, das Arbeiten mit dem Menschen für den Menschen. Nur will ich heute die Reden von damals umgehen, die Frömmigkeit, die Religion. Das Christentum ist Leiden: Kurz vor ihrem Tod, beim Abschiednehmen sagte meine Grossmutter: «Beim Sterben hilft dir nur, was du gelitten hast im Leben.» In den Himmel kommen meinte sie damit. Ich war elf Jahre alt.

Mein Gebet abends lautete danach: «Lieber Gott, schick mir Leiden, damit ich in den Himmel kommen kann.»

«Was hast du damals gedacht, diese Lehre zu machen?» fragen meiner Töchter.

Gedacht? Ich habe erst nachher gedacht - nachgedacht. Gehorchen war unsere Stärke, bei guter Erziehung. Damals waren wir in den herrschenden Moralvorstellungen gefangen. Autorität und Ranghöhe waren sakrosankt. Gehorsam war logisch. Ich lebte mehr intuitiv, nahm die Umgebung wie sie war und «erwachte» erst später.

In der Schule hatte ich dasselbe Ziel wie die Oberschwester, also gehorchte ich bedingungslos, sie hatte den Schlüssel zu dem, was ich aus nicht reflektierten Gründen wollte. Die Auszeit im Jugendlager, das war meine Jugendzeit, offen für die Welt. Wir wollten Ideale und Ideen diskutieren, die Symbolik des Baus eines Hauses «Europa» inspirierte uns. Wir wollten uns die Folgen des Krieges bewusst werden lassen und den Krieg bewältigen. Mit diesen Gedanken normalisierte sich meine Sicht auf das Leben.

Versagt zu haben, diesen Vorwurf versteckte ich vor mir selbst, schleppte ihn aber lange nach. Ich sehe Mareili noch immer vor mir. Dies war meine Aufgabe, die ich so gut ich konnte, gelöst habe.

Was ist die nächste?



Einblick in die Therapie einer Lehrtochter in Münsterlingen von 1957-1960

Kommentar von Bettina Dickmann-Surber

Als meine Mutter mich bat, ihr Buch mit ihren Erinnerungen an Münsterlingen zu illustrieren, sagte ich zwar zu, war aber eigentlich nicht bereit, mich mit der Geschichte meiner Mutter auseinander zu setzen. Die Erzählungen waren für mich nur: «Geschichten». Ich konnte mir meine Mutter auch nie als Pflegerin in einer «Nervenheilanstalt» vorstellen. Ich kenne meine Mutter in Büchern vertieft und sah in ihr nie eine mögliche Pflegerin oder Krankenschwester. Aber die Idee, Illustrationen zu machen, interessierte mich um des Zeichnens willen. Also las ich die Erinnerungen meiner Mutter und zeichnete jene Bilder, zu denen mich der Text inspirierte und ich Lust hatte. Ein Freund meinte auf meine Aussage, ich illustriere die Situation der «Medikamentenversuche in Münsterlingen», dass dies aber kein lustiges Thema sei, doch das Thema begann mich langsam immer mehr zu beschäftigen. Was genau zeichne ich da eigentlich? Wie genau war da die Situation? Was ist ihre Erinnerung? Was steht im Protokoll der Psychotherapie? Stimmt das alles wirklich? Der Enkel von Annelis hatte ihr, als das Thema von Dr. Magaly Tornay aufgegriffen wurde, alle Unterlagen aus dem Staatsarchiv Thurgau organisieren können, die ich nun ebenfalls lesen und verwenden durfte:

erst mal «behauptet», «gestanden», «zugegeben» und schlussendlich «eingesehen»? Wie wichtig war der Therapeutin eigentlich eine Genesung der Patientin? Die Belehrungen der Therapeutin über einzelne Schriftsteller stehen in keinem Verhältnis zur Grundaussage der Patientin am selben Tag, dass es ihr nicht gut gehe. Ist es von therapeutischer Notwendigkeit, den Exkurs der Therapierenden über Literatur im Protokoll in diesem Masse festzuhalten? Wem will sie mit ihrem literarischen Wissen imponieren?

Akribisch festgehalten sind auch die immer höheren Dosen von «Geigy rot» und anderen Medikamenten, die Annelis verabreicht wurden. Jeweils mit der schönen Empfehlung an die Patientin: «...und berichten Sie dann darüber». Medikamente, welche Annelis sogar für die Mutter und ihre kleine Schwester mitgegeben wurden, als seien es Süßigkeiten, welche sie zuhause verteilen soll.

«...mal schauen, was das gibt»

Widersprüche in Briefen und Protokollen sind ebenfalls sehr aufschlussreich. Nach der unangekündigten Abreise von Annelis heisst es im Protokoll, trotz der ausgesprochenen Besorgnis der Oberschwester, man werde der Patientin «nicht nachgehen und einfach mal schauen, was das gibt.» (siehe S. 87, oben).

Therapieprotokolle, schriftliche Unterlagen, Krankenakte und Briefe.

«... und berichten Sie dann darüber»

Protokolle und Briefe liegen zum grossen Teil vor und sind nun Teil dieses Buches. Aussagen, welche nicht die Patientin betreffen oder die dem Persönlichkeitsschutz unterliegen sowie Exkurse ohne wirkliche Relevanz wurden gestrichen. Diese Stellen sind entsprechend markiert. Die Namen der Schwestern oder Freunde und Patientinnen sind unkenntlich gemacht. Zum besseren Verständnis entspricht jeder Person eine Farbe.

Das Therapieprotokoll faszinierte mich. Die Wortwahl und Belehrungen der Therapeutin stehen in einem wunderbaren Gegensatz zur derart unsorgfältigen Schreibweise der Protokolle. Nur schon der Name der «Pat.» ist wiederholt anders und fast durchgehend falsch geschrieben. Ich kann daher gut verstehen, dass Annelis von den Protokollen schockiert und verletzt ist. Schockiert über die herablassende Haltung und die permanente Manipulation bis in die intimste Ecke der Persönlichkeit meiner Mutter. Verletzt von der Verzerrung ihrer persönlichen Realität.

Die Gesprächsverläufe offenbaren eher die Denkweise der Therapeutin als diejenige der Patientin. Was wurde

Der Therapeutin war es demnach gleichgültig, dass eine Lehrtochter von ihrer Vorgesetzten als suizidgefährdet eingestuft wurde und plötzlich verschwand. Annelis sei «unerlaubt ferngeblieben» beklagte sich die Klinik beim Vater. Erst auf Nachfrage habe sie der Klinik gesagt, dass sie nach Hause gereist sei. Der Vater widersprach brieflich. Er habe der Klinik am morgen früh mit einem Anruf mitgeteilt, dass seine Tochter zuhause sei. Im Protokoll steht, die Klinik habe angerufen (vergleiche Protokoll Seite 87, oben und Brief des Vaters, Seite 98).

Das genauere Studium der Texte und Erzählungen, wie auch der Briefe und Protokolle wirft viele Fragen auf. Ist es rechtens, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter per Reglement zur Denunzierung von regelwidrigem Verhalten oder auch nur zur Denunzierung nicht genehmer Gedanken anzuhalten? (siehe S. 37, § 42). Darf eine Frau auf offener Strasse von einem fremden Mann, der ihr sogar gefallen könnte, angesprochen werden oder ist dies ein moralisch verwerfliches Verhalten, welches in therapeutischen Sitzungen aufgearbeitet werden soll?

Das Sichten der Protokolle und Briefe zeigt mir das Klarsendenken, wie es noch heute angetroffen wird: «...der Herr Doktor wird's schon wissen, er hat ja studiert».

Die Herablassung und verlogene Freundlichkeit werden aus den Dokumenten überall ersichtlich, ebenso das Druckmittel der Religion: «übe dich in Demut».

Ich frage mich: Wie kann jemand so naiv und obrigkeitstgläubig sein, unhinterfragt Medikamente zu nehmen und sich dermassen manipulieren lassen? Und wie kann jemand so moralfrei sein, minderjährige Lernende für den eigenen Ruhm und Geldbeutel auszunutzen?

Familiengeschichten

Der Blick in die Erzählung und die Protokolle zeichnet den «Kosmos Münsterlingen» und ergibt ein Bild aus mehreren Perspektiven. Er zeichnet nach, mit welchen Methoden und in welchem Umfeld die Medikamentenversuche durchgeführt wurden. Einem Umfeld, dem die Angestellten kaum entrinnen konnten. Er zeigt das Bild einer jungen Frau und ihren familiären Altlasten, die mit der aktuellen Situation nicht fertig wurde und Hilfe benötigte. Eine Hilfe, die sie dort nie bekommen hatte. Die Dokumente zeigen, wie tiefgreifend diese Zeit meine Mutter geprägt hatte. Und wie tiefgreifend wiederum die Geschichte von Annelis auch die Geschichten in der Familie prägte. Geschichten, die sich im Kleinen immer und immer wieder wiederholten.

Die Erzählung und die Protokolle lassen mich meine Mutter als Person besser verstehen. Sie hatte kaum eine Chance, dem zu entrinnen, was ihr eingetrichtert und eingeflösst wurde.

Den «Kosmos Münsterlingen» nehme ich als erschreckend manipulierend und kontrollierend wahr. Und wie so oft stelle ich mir die Frage: «Wie hätte ich denn gehandelt? Hätte ich die Manipulation durchschaut, oder wäre auch ich brav und willens gewesen, mich in die geforderte Norm pressen zu lassen?»

Man darf für sich selber Denken

Ich unterrichte heute Lernende, die im selben Alter sind, in welchem Annelis auch die Lehre begann. Heutige Lernende wirken oft angepasst und konform. Der Druck auf die Lernenden, zu funktionieren und Leistung zu bringen, ist hoch. Doch sind die heutigen Lernenden bei weitem nicht so stark gesteuert, wie Verena Gebhart versuchte, ihre Lernenden zu disziplinieren. Ihr Kontrollsystem hatte auch perfekt funktioniert: die Angestellten unterstützten es durch ihren Gehorsam und ihren Denunziations-Apparat.

Heute kämpfe ich mit meinen Lernenden, die einen Lehrstellenwechsel wünschen oder im Lehrbetrieb Probleme haben, immer wieder gegen veraltete Denkmuster an. Diese versuche ich aufzuzeigen und zu widerlegen.

Eine Berufswahl und der Wechsel einer Lehrstelle dürfen überdacht werden. Man darf auch mit Aussenstehenden Probleme besprechen. Man darf Grundprinzipien, Religion und Familientraditionen in Frage stellen und man darf auch ganz allein die Welt für sich selber entdecken. Dies macht den Lern- und Arbeitsprozess vielleicht kurzfristig schwierig, birgt aber sehr viel Kraft und Potential in sich. Und vor allem lässt es zu, dass jede und jeder sein eigenes Potential und Denken lernen und leben darf.

Meiner Mutter war der Weg des selbständigen Denkens damals verwehrt.

Bewerbung und Lebenslauf an der Klinik Münsterlingen

Bestätigungsschreiben zu Telefonat und Lebenslauf

Quelle: Staatsarchiv Thurgau

29. August 1957

Fräulein Anneliese Meier,
Höschmatt,
E b i k o n bei Luzern.

Sehr geehrtes Fräulein Meier, Auf Ihre heutige, telephonische Anfrage sende ich Ihnen eine kleine Orientierung über den Beruf der Psychiatriseschwester, sowie unsere Eintrittsbedingungen für Lernschwestern. Ihr Eintritt könnte gegebenenfalls auf den 1. November dieses Jahres erfolgen. Wollen Sie uns bitte zur Vervollständigung Ihrer Anmeldung einen handgeschriebenen Lebenslauf, sowie ev. vorhandene Zeugnisse in den nächsten Tagen zusenden.

Mit freundlichen Gruss

Staatsarchiv Thurgau
Sign. 9'10, 4.4.1/525

Sehr geehrte H. Oberin,

Berücksichtigung auf unser heutiges Telefongespräch notiere ich Ihnen kurz meinen Lebenslauf:

Geburtsdatum: 11. Februar 39
in Meistrappell

Vater: Hans Meyer, Kaufmann

Schulbildung: 6 Jahre Primarschule Ebiton
2 Jahre Sekundarschule Ebiton

2 Jahre Handelsschule im Institut St. Joseph de Cluny, Tribang mit Handelsdiplomaabschluss.

Tätigkeit als Büroangestellte:

vom 30. April bis Sept. 56
Kant. Feuerpolizei Wren
bei Liegnel Zeugnis

seit Sept. in ungünstiger
Stellung
Hydro, Maschinenbau
Ebiton

Referenzen: Kath. Pfarramt Ebiton
Pensionat St. Joseph de Cluny
Tribang

Es ist mein fester Wille, den Beruf einer
Quärs- und Krankenpflegerin zu
lernen und bitte Sie um Auf-
nahme in Ihren Ausbildungs-
kurs. Eintritt 1. November 57.
Gene erwarte ich Ihre sofortige
Antwort und grüße Sie inni-
schen

Hochachtungsvoll

Annelis Meyer

Beilage: 1 Zeugnis (Original)

Auszug aus dem Reglement

Reglement der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen, Aufgaben des Direktors.

Quelle: Staatsarchiv Thurgau

Seite 122

V. Instruktion

a. Der Direktor

§ 39. Der Direktor besorgt die Leitung der Anstalt. Alle übrigen Beamten und Angestellten sind ihm untergeordnet. Er überwacht deren Dienstverrichtungen und versammelt die Ärzte und das Oberpflegepersonal täglich zum Rapport. Einmal in der Woche nimmt auch der Verwalter am Rapport teil. Der Direktor ist der Vertreter der Anstalt nach außen. Er wird auf eine Amtsdauer von drei Jahren gewählt. Er hat folgende Obliegenheiten:

Er hat seine ganze Zeit der Anstalt zu widmen.

Der Direktor entscheidet über Aufnahme und Entlassung im Rahmen dieses Reglements. Er leitet die ärztliche Untersuchung, entwirft und vollzieht den Heilplan unter Beziehung seiner ärztlichen Mitarbeiter. Dies gilt sowohl für internierte wie für ambulante Patienten.

Der Direktor ist für die Pflege und ärztliche Behandlung seiner Kranken, für die Korrespondenz der Anstalt, für die Apotheke, die Instrumente, die Laboratorien und alle andern ihm zur Disposition gestellten Hilfsmittel persönlich verantwortlich.

Er ordnet die unentgeltliche Behandlung aller erkrankten Beamten und Angestellten, welche im Anstaltsareal wohnen, durch seine ärztlichen Mitarbeiter an und überwacht die ärztlichen Maßnahmen, soweit nicht eine Spitalbehandlung angezeigt ist.

Er überwacht den ganzen Krankendienst, das Verhalten des Pflegepersonals bei Tag und Nacht und sorgt für die Kontrolle der Lebensmittel, der Medikamente, der Betten und des übrigen Mobiliars,

Seite 123

insbesondere auch für Reinheit der Luft in den Krankenzimmern, sowie für die Reinheit des Trinkwassers, die Reinhaltung des Baugrundes und für Desinfektion.

Er hat gemeinsam mit seinen ärztlichen Mitarbeitern auf Verlangen zuständiger Behörden psychiatrische Gutachten abzugeben.

Ihm steht das Recht des Vorschlags zu für die Wahl der Ober- und Assistenzärzte und des Oberpflegepersonals, sowie mit Zurateziehung des Verwalters für das Verwaltungspersonal. Von sich aus wählt er das Pflegepersonal und gibt in den regelmäßigen Berichten an das Sanitätsdepartement diesem Kenntnis vom Personalwechsel und dessen Ursache.

Er organisiert die notwendigen Kurse, um dem Pflegepersonal eine angemessene Berufsausbildung zukommen zu lassen.

Er erteilt Beamten und Angestellten die diesen laut Verordnung des Großen Rates über die Besoldungen der Beamten und Angestellten des Staates, der Anstalten, Bezirke und Kreise vom 30. September 1946 zustehenden Urlaubstage und Ferien.

Er erstattet jährlich im Februar Bericht an die Regierung über das verflossene Kalenderjahr, über Krankenbewegung, Behandlung und Pflege, sowie über die Beschäftigung der Kranken und die wichtigeren Vorkommnisse der Anstalt.

Seite 4

Das Abteilungspflegepersonal trägt die Verantwortung für die Ausführung aller ihm von den Ärzten und vom Oberpflegepersonal übertragenen Aufgaben. Es hat die Pflicht, das Oberpflegepersonal über alle wichtigen Vorkommnisse unter dem Personal und den Kranken zu unterrichten. Das Pflegepersonal einer Abteilung hat den Anordnungen des Abteilungspflegepersonals willig und pünktlich Folge zu leisten.

§ 6. Der Dienstweg des Pflegepersonals zur Direktion verläuft über das Oberpflegepersonal.

§ 7. Das Oberpflegepersonal ist nach § 42 des Anstaltsreglementes mit der Personalfürsorge betraut.

Schwierigkeiten im Dienst, Unklarheiten und Meinungsverschiedenheiten sind mit den Vorgesetzten offen zu besprechen.

Persönliche Zwistigkeiten unter dem Personal sind beizulegen.

§ 8. Die Bestimmungen dieses Reglementes gelten sinngemäß auch für das Dienstpersonal.

§ 9. Allfällige Beschwerden von Pflege- oder Dienstpersonal gegen Verfügungen der Direktion sind, falls § 7, Abs. 2, angewendet worden ist und zu keinem Ziel geführt hat, nach § 6 des Anstaltsreglementes an die Aufsichtskommission zu richten.

Seite 6

§ 20. Das ledige Pflegepersonal und verheiratetes Personal, dem das Externat nicht zugebilligt ist, beziehen Kost und Logis in der Anstalt. Sie können ihre Freizeit außerhalb der Anstalt verbringen, soweit sie sich nicht am Abend auf Anordnung des Oberpflegepersonals in der Anstalt aufhalten müssen. Für diese Präsenzzeit wird keine Entschädigung geleistet.

Für Ferien- und Krankheitstage, die außerhalb der Anstalt zugebracht werden, erhält das interne Pflegepersonal die reglementarische Kostenschädigung, falls nicht die Anstalt die Kosten eines Spitals- oder Erholungsaufenthaltes deckt. Das Recht auf diese Entschädigung erlischt mit dem Ende des Lohnbezuges.

§ 21. Das Pflegepersonal, das seine Freizeit in der Anstalt zubringt, darf sich während dieser Zeit nicht auf den Krankenabteilungen aufhalten.

Internes Pflegepersonal darf außerhalb der Arbeitszeit mit Erlaubnis des Oberpflegepersonals Besuche in der Anstalt empfangen. Krankenabteilungen dürfen nicht besucht werden.

§ 23. In der Anstalt werden auf Anordnung der Direktion Ausbildungskurse für neu eingetretenes Pflegepersonal abgehalten. Diese fallen im allgemeinen in die Freizeit. Die Teilnahme daran und an der Diplomprüfung ist obligatorisch. Die Kosten der Lehrmittel und der Diplomprüfung trägt das Pflegepersonal selbst. Die Zuteilung des Personals zu den Ausbildungskursen besorgt die Direktion. Bei den Diplomprüfungen werden die praktischen Erfahrungen im Anstaltsbetrieb mitberücksichtigt.

Seite 10

§ 41. Das Personal hat im Verkehr unter sich freundlich, höflich, ruhig und anständig zu sein.

Schimpfen, Fluchen und Streiten im Gebiete der Anstalt gelten als Dienstverletzung. Glaubt sich jemand vom Personal irgendwie beeinträchtigt, so möge er sein Anliegen beim Vorgesetzten zur Kenntnis bringen.

Je ruhiger und freundlicher der Verkehr des Personals unter sich ist und je gewissenhafter den Anordnungen der Vorgesetzten Folge geleistet wird, umso günstiger wird dies auch auf das Verhalten der Kranken einwirken.

§ 42. Das Pflegepersonal soll Ungehörigkeiten irgendwelcher Art, die ihm bekannt werden, dem Oberpflegepersonal anzeigen. Wer einen Fehler gemacht hat, gesteht diesen ein. Ausreden, Entstellungen, Lügen dürfen beim Pflegepersonal nicht vorkommen. Verschweigen und absichtliches Verheimlichen von groben Fehlern zieht schwere Folgen nach sich.

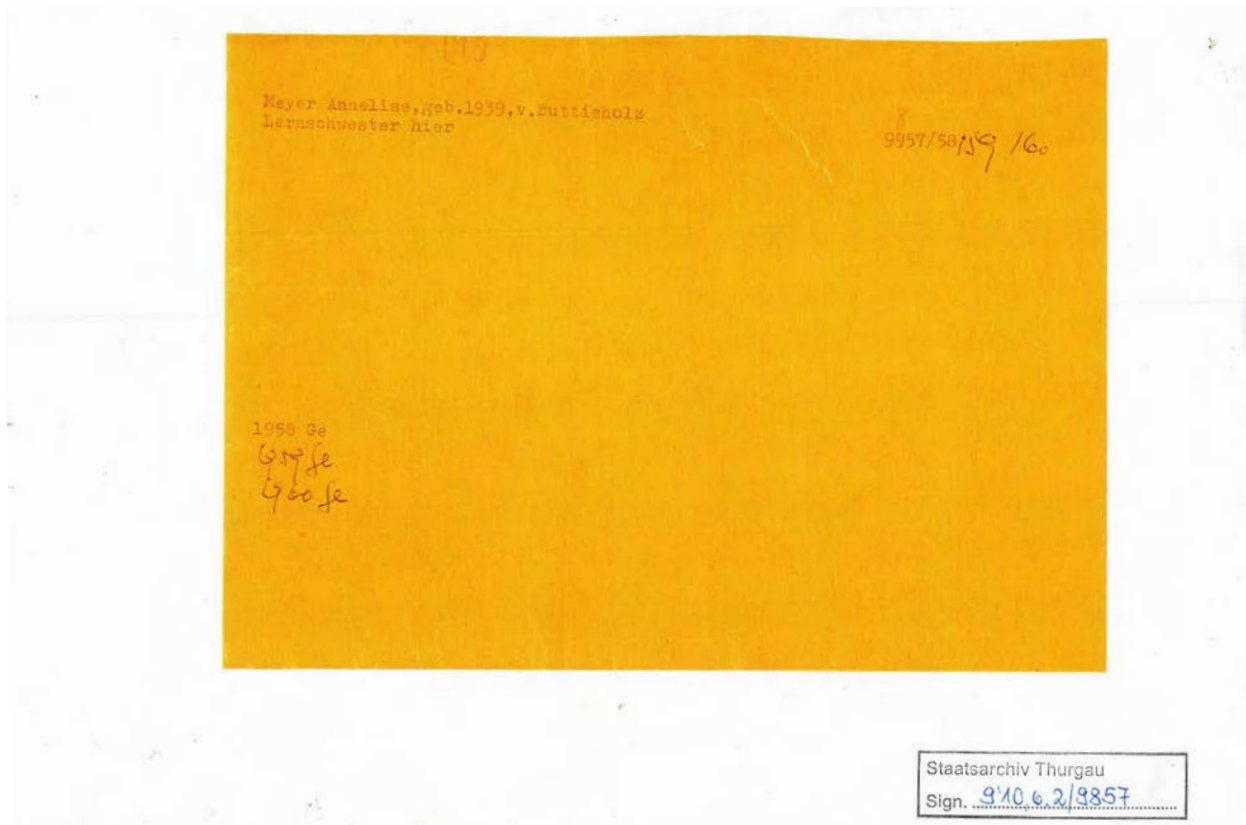
Seite 11

§ 46. Das Pflegepersonal soll den Kranken die nötige Pflege angedeihen lassen und sie durch beständige Beaufsichtigung davor bewahren, sich selbst oder andern Schaden zuzufügen. An Sonn- und Festtagen, sowie in der freien Zeit an Werktagen soll es zur Unterhaltung und Geselligkeit der Kranken beitragen durch Veranstaltung von Gesang, Unterhaltungsspielen, durch ablenkende Gespräche und Ähnliches.

§ 47. Das Pflegepersonal hat die Kranken zu der ihnen zugewiesenen Arbeit anzuhalten, sie zu beaufsichtigen und stets frohmütig mit gutem Beispiel voranzugehen. Der Beginn und der Schluß der Arbeit der Kranken hat pünktlich zu erfolgen. Während der Arbeit sollen keine unnötigen Pausen eingeschaltet und alle Privatgespräche zwischen dem Pflegepersonal unterlassen werden. Bei der Feldarbeit und dem Heimkehren davon wie auch beim Ausrücken sind die Gruppen so zu halten, daß jeder Pfleger seine Gruppe übersehen kann.

Ausschnitte aus den Therapie-Protokollen

Quelle: Staatsarchiv Thurgau



Meier Annelies

1

13.3.58 Ge/He Die Oberschwester sagt, es gehe nicht so gut, sie habe den Eindruck, dass die Schwester depressiv sei. Es sei ziemlich dringend, dass man mit ihr spreche. Ich lasse sie deshalb heute kommen. Sie hat gerade frei, kommt deswegen etwas verspätet und wir haben nur etwa 40 Minuten Zeit. Es ist nicht so ganz klar herauszubringen, was der Pat. eigentlich fehlt. Einerseits klagt sie darüber, dass sie seit einigen Monaten ausserordentlich müde sei, sie glaubt aber, es sei die Reaktion auf das Milieu hier. Sie sei sehr beeindruckt von den Patienten und von dem vielen Blend, das sie sehe. Sie werde irgendwie mit sich selber nicht mehr fertig, sie wisse nicht mehr, was recht sei und was wahr sei. Sie könne zwar gut schlafen und habe keine besonderen Träume. Sie könne sich an keinen Traum erinnern. Meistens gehe sie sofort nach dem Abtreten am Abend ins Bett, sie lese noch eine Weile, etwa um 9 Uhr lösche sie aber das Licht und schlafe dann gut. Sie lasse den Wecker um halb sechs Uhr gehen und sei dann wach, aber es komme dann doch so, dass sie manchmal einfach liegen bleibe und sich nicht entschliessen könne, aufzustehen. Sie dann manchmal einfach zu spät gekommen. Das letzte Mal sei es allerdings so gewesen, dass ihre Uhr falsch ging. Sie gibt zu, dass sie sich am Morgen müder und elender fühlt als sonst. Dieses Gefühl verschwinde sobald sie im Wachsaaal und an der Arbeit sei. Abends sei sie jeweils schon auch müde. Sie sei überhaupt mehr schwer nehmend, sie könne nicht so lustig sein wie die andern, auch unter den andern sei sie wohl vergnügt, aber sie könne nicht Betrieb machen. Sie habe den Eindruck, sie stecke sich immer zu weit entfernte Ziele, erreiche diese dann nicht, und das mache sie unglücklich. Sie sehe jetzt, wo sie von zu Hause fort sei, auch vieles, das sie daran zweifeln lasse, ob die Eltern alles recht machen. Sie seien katholisch. Sie sehe nun aber, dass es auch reformierte Menschen gebe, und sie müsse sich nun immer überlegen, welche Religion wohl das Richtige sei. Sie sehe zu Hause, wieder Vater sich für etwas bestimmtes interessier, wie die Mutter

einfach Romane lese und wie sie selber ganz andere Sachen lesen möchte. Sie müsse dann auch wieder überlegen, welche Art des Lesens nun die richtige sei. Sie möchte eben das Richtige tun.

Ich erkläre der Pat., dass es eben schwierig sei, immer das Richtige zu finden, dass man überhaupt gar nicht das eigentlich Wahre erkennen könne. Es sei eben mit diesen verschiedenen Religionen so, wie wenn man z.B. ein Haus von innen oder von aussen ansehe, man sehe es immer nur von einer Seite und wenn man nun von verschiedenen Seiten daran schaue, so seien eben dies Ansichten anders, aber man könne nicht sagen, dass die eine richtig und die andere falsch sei. Es sei von verschiedenen Seiten betrachtet. Auch in der Religion müsse man es ungefähr so anschauen. Die Pat. sagt, sie verstehe das, sie könne sich das wohl zu recht legen, aber plötzlich komme dann eben doch wieder die Frage, was nun eigentlich das Wahre sei und sie müsse sich wieder damit beschäftigen, auch wenn sie das eigentlich gar nicht wollte.

Die Pat. behauptet, sie wisse nicht, dass in der Familie schon Leute mit nervösen Störungen gewesen seien. Es seien alle eher schwernehmend, aber nicht so, dass sie Lebensschwierigkeiten hätten. Die Pat. meint dann auch, das ganze sei ja vielleicht nicht so schlimm, dies gehöre vielleicht zu den Entwicklungskrisen und sie werde diese eben durchmachen müssen. Wir sagen ihr, dass dies wohl schon so sei. Es komme nur darauf an, wie stark man auf diese Krisen reagiere, wie man diese absolviere und wenn man da etwas helfen könne, dass es weniger schwer sei, so sei das doch ganz angenehm. Die Pat. meint, dass das schon stimme.

Ich sage ihr, sie solle sich diese Sachen nun alle einmal überlegen, sie solle auch versuchen Träume zu behalten und ich würde in einer Woche nocheinmal mit ihr sprechen. Medikamente brauche sie vorerst nicht zu nehmen. Sie sagt, sie möchte dies nicht gerne, sie komme sich sonst wie eine Patientin vor. Ich sage ihr, das sei kein Grund, um ein Medikament nicht zu nehmen, aber wir würden nun doch noch warten vorläufig.

Meier Annelies

2

20.3.58 Ge/He Die Schwester sagt, es gehe ihr immer gleich. Sie findet es sei einfach etwas nicht in Ordnung, sie sei im ganzen zu müde, sie müsse zu viel schlafen. Ich sage ihr, wir würden nun doch einen Versuch mit Geigy rot machen. Sie soll einmal auf die Nacht eine Tablette nehmen wenn sie dies gut verträgt auch zwei und soll dann nächsten Donnerstag wieder berichten wie es geht.

Im übrigen hat sie hää und da geträumt, kann sich aber nicht an die Träume erinnern. Sie weis nur noch ein Bruchstück und zwar folgendes: Sie fährt mit ihrem kleinen Bruder und noch jemand in einem Auto, sie fahren einen Berg hinauf gegen eine Kirche, die ganz oben auf einem Felsen steht und diese Kirche schwankt. Weiter erwähnt die Pat. noch, dass es ein Sturm gewesen sei und sie in der Kirche eigentlich Schutz suchen wollten. Sie berichtet mir im Anschluss daran, dass sie als Gruppenleiterin im Blauen Ring gewesen sei zu Haus, dass sie das sehr gern gemacht habe und sie erzählt sehr lange von dieser Tätigkeit. Sie habe sich gerne mit den Kindern abgegeben, mit dem was die Kinder berichteten, sich mit ihren Fragen auseinander gesetzt. Die Pat. meint auch, ihre Schwierigkeiten liegen wohl daran, dass sie zu ungeduldig sei, sie wolle immer alles sofort wissen und erkennen und sie habe keine Geduld zu warten. Sie meine auch es müsse immer alles sofort gut gehen. Ich versuche ihr dann noch einmal zu erklären, dass es eben nicht so sei, dass man im Leben daran etwas habe, was man ohne weiteres erreiche, was man ohne Anstrengung bekomme, sondern, dass man eben nur daran etwas habe, was man sich erarbeite und erkämpfe. Die Pat. meint, sie sehe das eigentlich schon auch ein. Sie sei sicher, dass sie sich eben hier anstrengen müsse, damit es ihr hier gefalle und sie möchte das ja auch tun. Sie fragt dann noch, was sie lesen solle. Sie hat den "kleinen Prinzen" gelesen, sagt, sie habe ihn aber gar nicht verstanden. Ich gebe ihr nun weiteres über St. Exypéri sie soll einmal "Wind, Sand und Sterne" lesen. Dann soll sie den "kleinen

Prinzen" wieder lesen und sie kann dann auch mit mir darüber sprechen. Ich frage sie, ob sie nächstes Mal wieder kommen wolle. Sie kommt gerne meint aber, ob das nicht anstössig sei, den andern gegenüber. Ich sage, sie brauche darauf keine Rücksicht zu nehmen.

2 7.3.58 Ge/He Die Pflegerin ist gegenwärtig auf der Nachtwache. Sie hat nun täglich eine rote Geigy-Tablette genommen, kann über die Wirkung aber noch nicht viel aussagen. Im Anfang sei sie davon eher etwas müde geworden und habe einen üblen Gout im Mund gehabt, jetzt merke sie eigentlich gar nichts mehr.

Die Patientin ist einverstanden, vorläufig weiter eine Tablette Geigy zu nehmen und mir dann wieder zu berichten. Sie geht jetzt aber dann in die Ferien. Sie hat jetzt nicht Saint Exypéri gelesen, weil sie in der Nachtwache zu müde dazu ist. Sie sagt, sie könne sich dabei nicht recht konzentrieren. Sie habe überhaupt Mühe bei der Konzentration im Lesen. Sie müsse immer wieder an andere Dinge denken und werde von dem was sie lese dazu angeregt. Ich erkläre der Patientin, dass es ganz richtig sei, wenn man zu Ueberlegungen angesetzt werde beim Lesen. Es scheint bei ihr aber schon so zu sein, dass sie dann irgendwie etwas Ideenflüchtig wird. Sie erzählt dann weiter von einem andern Buch, das sie gelesen hat. Ueber Augustinus, d.h. Augustinus spielt darin eine grosse Rolle. Ich erkläre ihr, dass es eigentlich besser wäre, wenn sie Augustinus selber lesen würde, man habe immer mehr davon, als wenn man nur Bruchstücke von solchen Leuten lese. Sie findet schon auch, dass das richtig sei. Hat aber auch hier Angst, sich nicht genügend konzentrieren zu können. Ich sage ihr, sie müsse das eben lernen, wenn sie sich anstrengt werde es mit der Zeit schon gehen. Sie berichtet dann von zu Hause, von ihrem Bruder und von ihrem Vater.

Weier Anneliese

3

Von Vater berichtet die Schwester, dass er in unerfreulichen Verhältnissen aufgewachsen sei. Er sei bei Bauern gewesen, die ihn nicht verstanden. Er habe dann allerdings schon Schulen besuchen können, musste sich aber selber heraufarbeiten. Sie hätten dann während des Krieges alles Geld verloren und er habe wieder vorne anfangen müssen. Dann sei er zuerst für Versicherungen gereist. Jetzt betätige er sich als Liegenschaftenhändler. Die Pat. gibt zu, dass er allerdings dabei nicht sehr viel arbeiten muss und dass dies ein ganz vom Glück abhängiges Einkommen ist. Daneben vertreibe er noch engros Schulmaterialien. Man habe gehofft, er werde dieses Geschäft etwas ausbauen, aber es sei nicht dazu gekommen. Man hat den Eindruck, dass der Mann irgendwie eine etwas eigenartige Existenz ist. Die Schwester meint, der Vater habe eben nicht das lernen können, was er eben gewollt habe. "Man merke ihm das immer an. Er sei deshalb auch mit den Kindern sehr streng. Er sei überhaupt etwas eigenartig. Sie schämt sich dann aber und sagt, sie sollte nicht nur Fehler aufzählen, das sei eigentlich nicht recht. Wir finden dann, dass sie eben selber überall die Fehler zu erst sieht, dass dies eine Eigenschaft von ihr ist und dass sie sich bemühen muss, dies wohl zu sehen, aber auch Begründungen dafür zu finden. Sie muss verstehen, weshalb die Leute diese Fehler machen, dann macht es ihr nichts mehr aus, wenn sie sie sieht. Sie sagt, sie habe wohl gerade deswegen nicht die richtige Ehrfurcht vor ihrem Vater. Sie entschuldigt sich dann, ob es denn recht sei, wenn sie so vieles erzähle und ob ich mir nun ein Bild von ihr machen könne. Sie komme eben gerne, solche Sachen besprechen, ob es mir nichts ausmache. Ich sage, ich würde ihr dann schon sagen, wenn es genug sei, sie solle jetzt ruhig einmal weiter kommen, auf alle Fälle

falls es nun 14 Tage aus, nämlich die nächste Woche weil Feiertag sein und die andere Woche, weil sie dann in den Ferien sei. Sie ist mit dem Vorschlag einverstanden. Wird also erst nach dem weissen Sonntag wiederkommen.

17.4.58 Ge/sch Die Pflegerin ist in den Ferien zu Hause gewesen, es habe ihr dort wieder sehr gut gefallen. Sie hatte etwas Mühe zurückzukommen, fühlte sich am Anfang von Heimweh geplagt. Man hat ihr zu Hause auch sehr zugesetzt, sie solle nicht mehr nach Münsterlingen zurückkehren, sie habe sich sehr verändert sie spreche fast nichts mehr und auch ihr Gesicht sehe weniger fröhlich aus. Die Eltern scheinen ganz komische Vorstellungen von einer Heilanstalt zu haben. Die Pat. erwähnt, sie werde von den Eltern in der nächsten Zeit vielleicht einmal besucht. Ich sage ihr, sie solle dies dann der Oberschwester melden, damit sie dann mit den Eltern ein wenig auf den Abteilungen herumgehen könne. Dies werde für die Eltern sicher günstig sein, sie würden dann sehen, wo sie untergebracht sei.

Weiter berichtet die Pat. von ihrem Bruder, der jetzt im diesem Institut in Filters sei. Es sei sehr schön dort, es habe ihr sehr imponiert, sie glaube, dass er sich dort schon gut erholen werde. Sie findet die Erziehungsmethoden, die angewendet werden, sehr geschickt, auf alle Fälle meint sie, es sei sicher viel günstiger, als das Internat, in dem sie gewesen sei.

Die Pat. weiss nicht recht, wie das rote Geigy gewirkt hat. Sie hat jetzt immer 1 Tabl. genommen. Sie sagt, sie könne am Morgen gut aufstehen, sie sei eher eniger müde, sie schreibt dies aber auch der Erholung durch die Ferien zu. Tagsüber fühle sie sich immer noch etwas bedrückt. Und irgendwie nicht ganz so, wie es sein sollte. Die Arbeit gefalle hier allerdings wieder gut. Sie soll nun einmal 2 Tabletten tägl. nehmen, morgens und abends je eine. Die Pat. schildert dann noch, dass sie nicht träume, auf alle Fälle keine Träume wisse, dass sie aber merkwürdige Erscheinungen beim Einschlafen habe, es seien so Kreise, die immer grösser würden und sie erwache dann plötzlich wieder und schrecke auf. Sie beobachte sich jetzt ganz gut beim Einschlafen. Es scheint sich hier um hypnagogische Sensationen zu handeln, ich sage ihr, sie solle einmal nichtmehr darauf achten, es seien ganz natürliche und normale Einschlaferscheinungen.

Meier Anneliese

4

nungen, wenn man aber besonders darauf achte, dann könne man immer weniger gut einschlafen und man störe so seine Gesundheit. Sie solle eher darauf achten ob sie sich am Morgen, wenn sie erwache, an irgend einen Traum erinnern könne.

Ausgelassene Seiten: Blatt 4, ab Mitte Vorderseite bis Blatt 8, Mitte Rückseite

9.6.58 Ge Ich spreche heute mit der Pat. nur ganz kurz, da sie zum Zahnarzt muss. Es gehe immer so gleich. Sie hat Wind Sand und Sterne gelesen und liest jetzt das Much von San Michele. Ich sage ihr, sie müsse sich überlegen was an diesen beiden Büchern verschieden sei, wir wollten dann darüber sprechen. Sie hat Ferienpläne. Will mit einem Zelt und dem Velo ganz allein eine Tour machen Die Eltern würden es nicht erlauben wenn sei fragen würden sagt sie. Ich sage ihr, dass ich ihr dies ebenfalls nicht empfehlen könne. Sie solle in ein katholisches Jugendheim oder so etwas, wo sie billig untergebracht sei. Sie kennt etwas in Randa, will sehen, ob sie dort unterkommt. Sie sagt, sie wolle ja gar nicht einfach allein sein, aber sie wisse nicht wie sich jemandem anschliessen. Sie sei ja immer allein. Ich erkläre ihr, sie müsse eben nicht derartige Ferien machen wie sie plane, so komme sie schon nicht in Kontakt mit

Meyer Anneliese

9

ändern. Sie müsse die Sache anders anpacken. Ich mache ihr noch Vorschläge, sie will es sich nun überlegen. Dann besprechen wir noch ihren heutigen Freitag, sie will nach Meersburg und Ueberlingen und ich sage ihr, da müsse sie unbedingt noch in Birnau vorbeigehen. Ich sage ihr auch, was sie in Ueberlingen und in Meersburg ansehen solle.

Sie ist auch zu Hause gewesen. Mit dem Vater habe sie hauptsächlich "unpersönliches" diskutiert, d.h. über Politik gesprochen. Sie fragt dann deswegen noch allerlei, ich sage ihr, sie sollte eben regelmässig die Zeitungen lesen oder regelmässig am Radio etwas orientierendes anhören, wenn sie einigermaßen auf dem Laufenden sein wolle, was für einen gesunden jungen Menschen doch notwendig sei.

17.6.58 Ge/Cho Die Pat. war gestern und vorgestern bei ihrem Bruder auf Besuch. Sie ist mit dem Velo hingefahren, was eine ziemliche Anstrengung war.

Sie hatte allerdings schönes Wetter, so dass alles gut ging. Sie ist erfreut darüber, dass es dem Bruder gut gefällt im Internat. Sie ist sehr beteiligt daran, wie es ihm geht und spricht lange über ihn. Sie hat dann wieder geträumt und zwar gerade von diesem Bruder, dass er unter ein Auto gekommen sei. Sie erklärt mir nun, dass es ihr komisch vorkomme, dass gerade dieser Bruder, den sie am liebsten habe, immer verunglücke in ihren Träumen. Sie meine dann auch zuerst immer der jüngere Bruder, müsse dann aber sehen, dass es dieser Bruder sei. Die Pat. scheint zu diesem Bruder, der 4 Jahre jünger ist als sie ein ganz besonderes Verhältnis zu haben. Es geht offenbar darum, dass sie findet, sowohl sie als auch der Bruder würden von den Eltern nicht verstanden. Sie selbst sagt auch heute wieder, dass sie nur an diesem Bruder hänge, an den Eltern eigentlich überhaupt nicht. Sie sagt, das sei immer so gewesen, sie habe nie irgendwelche Bindung an die Eltern verspürt.

Sie sei immer gerne fortgegangen.

Die Pat. klagt auch immer wieder, dass es ihr nicht gerade gut gehe. Sie habe am Beruf nicht recht Freude, sie wisse noch nicht ob sie hier bleiben solle oder nicht. Das was sie halte seien nicht die Pat. sondern es sei der Kurs. An diesem habe sie Interesse, daran freue sie sich und deswegen

bleibe sie hier. Sie sehe schon, dass sie hier vieles lernen könne, und sie wolle das nicht mehr missen. Es sei bei ihr eben immer so gewesen, dass sie eigentlich etwas anderes lernen wollte, sie hätte gerne studiert, sie sähe allerdings ein, dass dies den Eltern unmöglich gewesen wäre.

Als ich sie frage, was sie denn gerne studiert hätte, muss sie zuerst lange nachdenken und sagt dann, eigentlich Kunstgeschichte. Sie kann sich darunter aber gar nichts Rechtes vorstellen, sie meint, sie möchte etwas über Altertumskunde wissen, sie möchte wissen, wie die alten Völker gelebt hätten, alles das würde sie interessieren, was geschichtlich sei. Ich erkläre ihr nun, dass sie, wenn sie dies als Studium auf sich genommen hätte, ja später nicht so recht hätte verwenden können, sie hätte schon Lehrerin werden müssen oder etwas ähnliches. Ich sage ihr auch, dass sie doch nun gewiss diese ihre Interessen auch so befriedigen könne. Sie solle doch entsprechende Bücher lesen und sich selber in solchen Fragen weiterbilden. Es zeigt sich nämlich dass sie davon überhaupt nichts weiss.

Letztes Mal hatte ich ihr noch gesagt, sie solle sich einmal überlegen, was an dem Buch von Axel Munthe und an dem von Saint Exupery verschieden sei. Die Pat. merkt irgendwie, dass etwas verschieden ist, sie kann es aber gar nicht richtig thematisieren, und man muss ihr sehr dabei helfen. Wie man es aber herausgearbeitet hat, meint sie, das stimme schon, und sie sähe nun schon ein, weshalb die Bücher von Saint Exupery viel wertvoller seien, und weshalb sie sich von ihnen auch mehr angesprochen fühle. Sie ist nun wieder unglücklich darüber, dass sie das nicht selbst gemerkt hat, und ich sage ihr, sie müsse eben bei der Lektüre übersolche Fragen nachdenken, dann werde das mit der Zeit schon kommen.

Weiter beklagt sie sich darüber, dass sie immer noch an ihren Freund denke, dass sie mit dieser Sache einfach nicht fertig werde und sich gar nicht verstehen könne, denn es sei ja nun für sie eine abgemachte Sache, dass sie diese Beziehung nie mehr aufnehmen werde. Sie muss allerdings zugeben, dass sie eben doch hofft, dass es nicht abgeschlossen ist, und dass sie sogar darauf wartet, zu erfahren, dass ihr Freund Medizin studiere und nicht Pfarrer werde und sie später so einmal heiraten könnte. Ich sage ihr,

dass es eben keinen Sinn habe, sich selber etwas vorzumachen, man müsse zu dem stehen, was sei, gerade deshalb sei sie wohl so unglücklich und gerade deshalb plage diese Geschichte sie so. Sie versteht das nicht so recht, meint aber, es könnte ja schon so sein. Sie soll sich gerade diese Frage einmal weiter überlegen.

23.6.58 Ge/Cho Die Pat. berichtet, dass sie schon sehr viel von dem Buch gelesen habe, das ich ihr gab. Sie hat sich darüber aufgehalten, dass in dem Buch mehrmals Bemerkungen gegen den Katholizismus ausgedrückt seien, wie sie meint. Wir besprechen die Angelegenheiten und es zeigt sich dabei, dass die Pat. eben die allgemeine akatholische Auffassung hat, dass ausser der kath. Religion nichts so hochstehend sei, und man deshalb nichts damit vergleichen dürfe. Ich versuche ihr nun zu erklären, dass eben verschiedene Religionen ganz ähnlich Formen hätten, dass es nicht nur die christlichen Religionen seien, sondern dass auch andere Religionen in früheren Zeiten da waren, mit denen man den Katholizismus sehr wohl vergleichen könne und dass man eben dies alles in einer geschichtlichen Entwicklung sehen müsse. Die Pat. stösst sich dann wieder an den Gegensätzen, die da auftreten, sie sagt, man wisse ja dann nicht mehr, was man glauben solle, was wirklich die Wahrheit sei. Ich versuche ihr dann zu erklären, dass es eben nicht nur sie sei die nach der Wahrheit suche, dass die absolute Wahrheit eben von Menschen nicht gefunden werde, sondern dass man wohl nur mehr oder weniger nahe daran herankomme. Wenn man die absolute Wahrheit finden würde, dann müsste man Gott sein. Gerade in dem Unvollkommenen des Menschenlebens sei eben verborgen, dass man die absolute Wahrheit nicht finden könne. Ebenso wie sie ja ihr eigenes Leben nicht objektiv überblicken könne und die Zukunft nicht sähe, könne sie auch nicht alles andere ganz übersehen. Sie sähe immer alles nur von der einen Seite, sie könne es aber von verschiedenen Seiten betrachten aber es sei ihr nicht möglich, etwas gleichzeitig ganz vollkommen zu sehen. Die Pat. sagt dann noch, dass es ihr sehr Freude mache, von diesen Völkern zu lesen, wie sie sich entwickeln, wie sie ihre Kulturen bilden, und wie

diese von einem Volk auf das andere übergehe. Sie möchte weiter solche Sachen lesen. Sie möchte eigentlich auch einmal etwas über die Geschichte der Ideen lesen. Der Geschichte, wie man eben gerade diese Wahrheit suche und wie das immer und immer wieder herauskomme. Ich erkläre ihr, dass es schon solche Bücher gäbe, und sie sagt, sie möchte so etwas lesen. Ich erkläre ihr, dass es eben gerade die Sache der Philosophie sei, immer wieder an diesen Problemen herumzudenken, dass schon sehr viele Leute dies getan hätten, die mehr Voraussetzungen hatten als sie. Dass es gelinge auch das Richtige zu finden und dass nun eben nicht gerade nur sie kommen könne und sagen, sie wolle das jetzt wissen. Gerade dies könne sie in einer Philosophiegeschichte lesen.

Wir versuchen dann weiter auf die Träume zurückzugehen, die die Pat. hatte. Sie kann sich von dieser Woche an keinen Traum erinnern. Wir versuchen dann weiter über die letzten Träume zu sprechen, hauptsächlich über denjenigen vom Bruder, der verunglückt ist. Wir haben das letzte Mal schon gesagt, dass eben dieser Bruder ihr am nächsten steht. Wir versuchen nun herauszufinden weshalb, und weshalb sie gerade Angst habe, diesen Bruder Verunglücke. Dies scheint schon auch mit kindlichen Erlebnissen zusammenzuhängen. Sie hatte von jeher zu Hause den Auftrag, gerade auf diesen Bruder aufzupassen, weil sie im Alter am nächsten waren. Sie musste ihn hüten als er klein war, und sie hat das nicht immer gerne gemacht. Sie hat ihn dann manchmal sitzenlassen und ist mit anderen spielen gegangen oder hat vor allem ihre Bücher gelesen. Auch hatte der Bruder grosse Schwierigkeiten in Schule beim Rechnen und im Schreiben, und sie hätte ihm dann helfen sollen. Sie hat das auch nicht immer gerne gemacht, es war ihr zu langweilig, sie wollte lieber Bücher lesen. Sie hat deshalb dann ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn der Bruder schlechte Noten heimbrachte, und sie hat sich dann jeweils wieder einen Anlauf gegeben und wieder mit ihm gelernt, aber nur für kurze Zeit. Sie hat nun auch Angst, dass sie doch auch ein wenig daran schuld wäre, wenn es in dem Internat, in der Bruder jetzt ist, nicht gut gehen sollte. Deshalb liegt ihr das Schicksal dieses Bruders wohl so sehr am Herzen. Sie meint, sie verstehe nun auch die Träume.

Meyer Anneliese

11

2.VII.58 Ge Pat. kommt ganz niedergeschlagen, weil sie nun doch nicht nach Florenz könne. Es sei niemand in der Lage mit ihr zu tauschen. Sie hat wieder den Verleider, es gehe alles schlecht, sie wolle die Oberschwester fragen, ob sie nicht auf eine andere Station versetzt werden könnte. Ich versuche mit ihr zuerst einmal zu besprechen was sie nun sonst in den Ferien machen könnte. Ich rate ihr, doch ins Wallis zu gehen. Sie solle sich jetzt einmal anmelden. Im übrigen sagt sie auch, sie könne am Morgen wieder nicht aufstehen. Soll bis 3 Tabletten Geigy rot nehmen. Hat jetzt immer nur eine auf die Nacht genommen. Kriegt dann auch den Windelband, die Einführung in die Geschichte der Philosophie. Will gerne dar lesen.

Will auf andere Abteilung versetzt werden, weil sie das Gefühl hat, es möge sie niemand, es verstehe sie niemand. Ich sage, sie solle zuerst Medikament nehmen, wenn es dann nicht besser sei, könne man mit der Oberschwester reden darüber. Beides zusammen wolle man nun nicht gerade machen. Ist damit einverstanden. (Die Oberschwester mit der ich nachher sprach, sagt, das komme eben daher, dass die Pat. bei der Arbeit unzuverlässig sei. Man müsse ihr immer viele Mal das Gleiche sagen, was Sr. [] aufrege und natürlich nicht günstig gesinnt mache gegenüber der Patientin.)

Sagt da n auch noch, sie sei verstimmt, weil es zu Hause nicht gut gehe. Der Vater habe wieder ein Geschäft, das wahrscheinlich nicht gelinge und wenn das nicht gehe, werde er das Haus verkaufen müssen. Es sei alles so auf der Waage. In dem Falle müsste sie auch wieder heim und ins Büro gehen, um die Familie zu unterstützen. Wie ich mich erkundige, erfahre ich, dass der Vater aber ebensogut ins Büro gehen könnte wie die Pat., er hat ebenfalls eine diesbezügliche Ausbildung. Ich sage, ich würde es richtig finde, dass in dem Falle dann der Vater das für die Familie mache und nicht sie. Sie sieht das ein. Scheint dadurch doch etwas beruhigter. Weiss aber, dass diese Angelegenheit ja noch gar nicht spruchreif ist. Ist aber froh, einen Ausweg zu wissen.

8.7.58 Ge/sch Die Pat. findet, es gehe ihr gut, allerdings wirkt sie gar nicht sehr begeistert und eher etwas niedergeschlagen. Sie geht auch im Gespräch gar nicht richtig auf Fragen ein. Sie sagt immer sie wisse nicht, was gemeint sei und wir kommen durch ihr Verhalten auf ihre Laune zu sprechen. Die sagt, es komme eben sehr darauf an, wie sie gelaunt sei, je nach dem könne sie gut denken, oder auch nicht. Es komme auch darauf an, ob sie ausgedehnt sei und sie gibt zu, dass sie eben ausserordentlich stark gefühlsmässig reagiert. Wir leiten dann von ihrer gegenwärtigen Missstimmung auch auf ihre Uninteressiertheit an den Pat. ab, wir erklären ihr, dass die Pat. das eben merken, dass sie, wenn sie nur so gefühlsmässig dahinglebt, nie in Kontakt kommt mit den Patienten. Sie spricht davon, dass sie nach Antipathien und Sympathien handelt. Sie wisse sofort, ob ihr ein Mensch sympathisch oder nicht sympathisch sei und sie reagiere dann auch in dieser Weise. Wir zeigen ihr dann, dass man, wenn man nur nach solchen Gefühlen handelt, nie objektiv sein kann, dass dann Ansichten aller nie übereinstimmen, dann dass das immer subjektiv ist, was man durch die Gefühle geleitet sagt und dass man dann von den Anderen nicht recht verstanden wird. Man versteht auch die Anderen nicht, wenn man nur gefühlsmässig reagiert. Dadurch isoliert man sich von den Anderen und dies ist bei der Pat. ja ausgesprochen der Fall. Ich versuche ihr nun zu erklären, wie man vernunftmässig handeln müsse, wie man die Dinge untersuchen müsse, über die Dinge nachdenken müsse. Wenn man eine Antipathie habe gegen jemanden, so müsse man untersuchen, woher das komme, man dürfe das nicht einfach als vollendete Tatsache hinnehmen. Es komme dann manchmal doch so heraus, dass man sehe aus was für einem Grunde man eine Abneigung habe dass man dies verstehen könne und dass man über das Verstehen dann auch mit dem Anderen trotzdem verkehren könne. Die Schwester hat ausserordentlich Mühe das zu begreifen. Sie meint aber, sie wolle es sich überlegen.

Im Übrigen ist sie zuhause gewesen. Sie hat den Eltern gesagt, dass sie nach Florenz geht. Diese sind offenbar nicht sehr begeistert, haben es ihr aber auch nicht verboten, sondern der Vater ist bereit ihr eine Passempfehlung zu geben. Es scheint schon so, dass es der Pat. gar nicht gut tat, dass sie zuhause war. Dies hängt aber mit ihrem Freund zusammen. Jedesmal,

Mayer Anneliese

12

wenn sie nach Hause geht, hofft sie natürlich diesen zutreffen. Am Sonntag sei dann noch eine Primizfeier eines ihrer Schulkammeraden gewesen und da hat sie so wie so gehofft ihren Freund anzutreffen. Sie ist nun enttäuscht, dass dies nicht geschehen ist und ist offenbar auch deshalb schlechter Laune.

Sie erzählt dann auch begeistert, dass sie jetzt im I arbeiten dürfe und ich versuche ihr nun gerade noch zu erklären, was sie nun im I zu tun habe und was ich ihr vorwerfen müsse wegen ihres Benehmens in der Abtl. E. Ich erkläre ihr wieder, weshalb sie keine Freude an der Arbeit und an den Pat. habe. Ich trage ihr als Beispiel vor, wie sich die beiden Abteilungsschwestern angetroffen hätte, dass sie ganz allein das Haus herausgeputzt hätten und dass sie mir sagten, die übrigen Schwestern würden doch nur reklamieren, wenn sie putzen müssten. Auch hätten sie gesagt, die Sache würde von den anderen doch nicht zuverlässig gemacht. Die Pat. ist dann doch etwas betroffen und meint, man habe ihr aber eigentlich nie gesagt, es sei nicht recht gemacht. Ich sage ihr, es müsse nun aber auf alle Fälle im I anders zu und her gehen und sie habe nun hier Gelegenheit durch die Körperpflege den Pat. näher zu kommen und sie solle dies nun gerade hier versuchen. Sie müsse sich aber anstrengen, sonst werde es wieder schief gehen. Sie sagt, sie wolle sich Mühe geben.

14.7.58 Ge/Cho Die Schwester berichtet, sie fühle sich immer noch sehr müde, sie wisse gar nicht woher das komme, und sie habe Mühe aufzustehen am Morgen. Sie habe das früher auch schon gehabt, aber nicht in einem solchen Masse wie jetzt. Sie weiss eigentlich nichts Neues zu berichten. Sie arbeite nun ganz gerne im I. Es sei aber ziemlich streng. Sie träume noch in der Nacht davon, dass sie die Frauen betten und trocknen müsse und dass sie das nicht recht könne. Die Arbeit sage ihr aber doch besser zu als im E, und sie habe auch den Eindruck, sie komme mit den Schwestern im I besser aus.

Sie erwähnt dann wieder ihre Kontaktlosigkeit den Eltern gegenüber. Sie findet es merkwürdig, dass es ihr ganz egal ist, ob sie nach Hause

kann oder nicht. Sie ist eher beruhigter, wenn sie nicht heimgehen kann. Sie sagt, sie gehe nur, weil es ihre Pflicht sei, nicht aber weil sie das Bedürfnis dazu hätte. Sie findet das selber nicht in Ordnung, sie wisse aber nicht woher das komme. Ich versuche von ihr zu erfahren, ob das immer so gewesen sei. Es kommt ihr dazu gar nichts in den Sinn, sie meint, sie könne sich an nichts anderes erinnern. Dann berichtet sie, dass die Mutter einmal schwer krank gewesen sei, dass man meinte, sie müsse sterben, dass das damals war als die kleine Schwester starb, und sie sehe noch, wie sie damals plötzlich einfach zur Mutter gehen wollte. Sie sei dann von zu Hause fortgelaufen und bis zum Spital gekommen. Dort habe sie gesehen, dass jetzt keine Besuchszeit sei und sie sei dann am Tor wieder umgekehrt, ohne hineinzugehen. Sie sei dann wieder nach Hause zurückgegangen. Sie meint, wenn sie ihre Mutter nicht gern gehabt hätte, dann hätte sie das doch sicher nicht getan. Damals müsse es noch anders gewesen sein. Offenbar steht sie mit dem Vater eher weniger gut. Sie kann darüber aber vorläufig gar nichts sagen.

21.7.58 Ge/Cho Die Pat. hat sich verschlafen, kommt mehr als eine Viertelstunde zu spät und entschuldigt sich. Sie sagt, sie müsse mir nun gerade erzählen, was gestern passiert sei. Es gehe ihr in den letzten Tagen wieder schlechter, sie habe am Morgen Mühe aufzustehen und könne abends nicht gut einschlafen. Sie habe bis jetzt regelmässig 4 Tabl. genommen. Gestern sei sie am Nachmittag auf den See gegangen, da sei plötzlich ein ungeheures Gefühl von Verlassenheit und Elend über sie gekommen. Man könne das gar nicht beschreiben wie das sei. Sie müsse dann studieren, weshalb so viel Elend und Unglück auf der Welt sei und woher das komme. Sie müsse sich dann auch manchmal plötzlich sagen, es wäre doch ganz egal, ob sie noch leben würde oder nicht. Nach der Freistunde sei sie dann wieder zur Arbeit gegangen. Während der Arbeit ging es besser, aber am Abend habe sie erneut einen Anfall von Verzweiflung gehabt. Sie wollte spazieren gehen, mochte dann aber doch nicht, schliesslich sei sie einfach aufs Bett gelegen und habe geheult die halbe Nacht hindurch. Erst ganz spät sei sie dann richtig ins Bett gegangen und habe nun noch bis heute in den Morgen hinein geschlafen. Jetzt wo sie arbeiten müsse, gehe es wieder besser.

Meyer Anneliese

15

Wir versuchen, dann abzuklären, woher diese depressive Verstimmung gekommen ist. Die Pat. findet keine Ursache dafür. Es sei in der letzten Zeit alles recht gegangen. Sie freue sich auf ihre Ferienreise. Es sei in dieser Beziehung alles geordnet. Die Eltern seien mit ihr zufrieden. Sie müsse ihnen jetzt nur noch Genaueres über die Reise schreiben. Sie habe dazu allerdings keine Lust, aber das sei bestimmt nicht Ursache, weshalb sie wieder so aus dem Geleise geraten sei. Wir versuchen, der Pat. dann zu erklären, dass es sich offenbar um endogen depressive Zustände handelt, und dass sie etwas mehr rotes Geigy nehmen sollte. Sie will es versuchen.

11.8.58 Ge/Cho Die Pat. war nun eine Woche in Florenz mit Schw. [] und Schw. []. Sie ist hochbegeistert von diesem Perienaufenthalt. Es sei zwar ausserordentlich heiss gewesen, so dass es ihr manchmal beinahe übel wurde, aber sonst hätten sie es sehr schön gehabt, es sei alles gut gelungen, und es habe ihr sehr gut gefallen. Es sei eigentlich schöner als in Rom. Sie sagt, es sei ihr sehr gut gegangen in psychischer Hinsicht, sie habe gar nicht über ihre Probleme nachgedacht, habe diese in den Hintergrund gedrängt und so sei es gut gegangen. Sie habe ja so viel Neues gesehen und darüber nachdenken müssen, dass das andere nicht mehr notwendig war.

Die Pat. weiss auch keine Träume zu erzählen. Sie sagt sie habe schon geträumt in Florenz, aber sie wisse sie nicht mehr. Sie könne sich nur noch an einen Traum erinnern, wo sie mit den Kolleginnen in den Strassen von Florenz war und von Burschen bedrängt wurde. In der Nacht darauf habe es ihr dann geträumt, dass sie in einem Garten ihres Nachbarn Äpfel stehle. Sie habe den Traum dann Schw. [] erzählt, und diese habe gesagt, das nehme sie nicht Wunder, man müsse doch da an die Eva denken, die sie gesehen hätten. Die Pat. ist sehr erstaunt, dass Schw. [] diese Assoziation hatte, sie hätten tatsächlich eine Darstellung von Adam und Eva angesehen, und es sei eben auch das mit diesen jungen Burschen gewesen und beides zu-

sammen habe wohl den Traum veranlasst. Die Pat. hat gegenwärtig kein Tofranil mehr, nimmt auch keines mehr ein und fiddet das nicht notwendig. Ich sage nichts dazu, sondern sage, sie solle einfach zuwarten, man werde dann wieder sehen. Sie solle sich aber ihre Probleme nun wieder überlegen, damit wir nächstes Mal etwas zu besprechen hätten. Sie ist damit einverstanden, kommt nächsten Montag wieder.

18.8.58 Ge/sch Die Pat. berichtet, dass es ihr jetzt sehr ~~gut~~ gehe. Sie habe die ganze Woche keine Tabletten genommen und fühle sich absolut wohl. Ich sage ihr, dass ich ¹⁹⁶ wie so noch einen andern Vorschlag zu machen hätte. Ich habe nämlich von Sr. [REDACTED] erfahren, dass die Zustände, die die Pat. in Florenz hatte, sehr gefährlich aussahen. Es habe sich um eigentliche Verwirrheitszustände gehandelt, in denen die Pat. stundenlang nicht wusste, was sie machte und nicht bei sich war. Das eine Mal hatte sie dabei furchtbar starkes Nasenbluten und zwar habe sie dabei ein ganz rotblaues Gesicht bekommen. Sie habe sich während dieses Nasenbluten auch äusserst unweckmässig verhalten, habe nicht etwa dafür gesorgt, dass nicht das ganze Bett verschmier werde, sondern habe immer die Nase in die Kissen drücken wollen. Als es ihr das zweite Mal übel wurde, seien sie auf dem Turm in der Kirche gewesen und beim Hinuntergehen habe sich die Pat. plötzlich auf die Treppe gesetzt und gesagt, sie könne nicht mehr weiter, es sei ihr schwindlig. Man habe sie dann mit Hilfe von andern Meuten herausbringen müssen und man habe sie in ein Kaffee nebenan geleitet. Sie wären aber mit ihr allein nicht fertig geworden. Erst nach und nach sei Sr. Anneliese wieder zu sich gekommen.

Ich versuche nun von der Pat. zu erfahren, ob sie früher auch schon solche Zustände hatte, und wie sie diese Zustände hier eigentlich erlebte. Es ist schon so, dass sie nichts weiter erlebt, als das, was sie mir bereits immer geschildert hat, dass sie eine Verstimmung bekommt und dass sie dann nicht mehr ganz recht weiss, wie es gewesen ist und nachher ist sie müde. Genaueres kann sie nichtsagen. Sie weiss auch nicht wie lange das dauert. Sie gibt allerdings an, dass sie dann fast jedes mal Nasenbluten hat. Dieses

Meyer Anneliese

14

Nasenbluten meint sie im Institut bekommen zu haben. Der Vater habe das auch. Die Mutter habe ihr gesagt, sie werde das vom Vater geerbt haben. Sie habe den Vater aber noch nie in einem solchen Zustand gesehen, wo er Nasenbluten hatte. Ich frage die Pat. nach Ohnmachten. Sie sagt, dass sie in der Kirche am Morgen früh bis und da solche hatte, d.h. es sei ihr einfach übel geworden und sie habe sich dann einfach hingesetzt. Nur wenn sie sich von der Kirche drücken wollte, habe sie es so weit kommen lassen, dass sie wirklich umfiel. Man habe sie dann herausgetragen. Nachher habe sie sich jeweils schon etwas müde gefühlt. Sonst will die Pat. nie solche Zustände durchgemacht haben. Sie sagt, dass ihre jüngere Schwester in der Kirche auch schon Ohnmachten hatte. Sonst kämen solche Zustände aber bei niemandem in der Familie vor.

Ich schlage der Pat. vor, dass wir jetzt einmal ein EEG machen würden bei ihr, man müsse doch abklären, ob es nicht etwas organisches sei. Man mache das EEG jetzt einmal und dann wieder, wenn sie einmal schwer verstimmt sei. Sie könne dann einfach telefonieren und dann würden wir sie bestellen sobald es gehe. Die Schwester ist damit einverstanden und will das machen. Der EEG-Befund ist nicht wesentlich abnorm. Es hat vereinzelt etwas Theta-Rhythmus, aber wirklich nur sehr wenig, insbesondere sind gar keine Epileptopotentiale festzustellen.

Die Pat. sagt dann noch, sie hätte mir schon lange erzählen sollen, dass ihre Mutter in der letzten Zeit etwas depressiv sei. Sie möge besonders am Morgen nicht mit der Arbeit anfangen, fühle sich müde und könne nicht gut schlafen. Sie habe ihr von ihren Veigy-Tabletten gegeben. Sie habe 2 Tabletten im Tag genommen und habe gefunden, es gehe ihr damit bedeutend besser. Ob sie nun nochmals Tabletten haben könnte. Sie seien finanziell eben gegenwärtig sehr schlecht daran.

Ich bespreche mich mit Dr. Kuhn. Dieser sagt, wir könnten der Pat. schon etwas 50 Tabl. geben. Sie müsse aber sagen, dass wir damit gar keine Verantwortung übernehmen könnten. Sie solle aber wieder sagen, wie es gewirkt habe.

1.9.58 Ge/sch Die Pat. sagt, es gehe jetzt gut, sie könne nichts besonderes berichten. Sie findet nur, dass sie sich, seit sie in die Behandlung komme, viel genauer beobachte und sie meint, dass dies vielleicht gar nicht so günstig für sie sei. Sie lässt es dann wieder zu einer langen Diskussion kommen, wegen dem Einnehmen von Tabletten. Wenn sie keine Tabletten einnehme

Meyer Anneliese

15

komme sie sich vor wie eine Schwester, wenn sie Tabletten einnehme, komme sie sich vor, wie eine Patientin. Ich versuche ihr dann zu erklären, dass es nicht darauf ankomme, wie man sich vorkomme, sondern, dass es wichtig sei, dass man sich gesund fühle und seine Arbeit leisten könne. Die Pat. muss dann zugeben, dass die andern Schwestern ihr sagten, sie sei so langsam bei der Arbeit, sie sei nicht bei der Sache. Auch erzählt sie, dass die Oberschwester ihr sagte, sie habe eine Saubordnung im Zimmer und sie müsse aufräume. Sie sieht das ein, dass es so ist, sie sagt, sie habe dies so werden lassen, weil sie früher im Instut eine ganz peinliche Ordnung haben musste und weil sie das nicht gerne hatte. Es sei eine Reaktion auf jenen Umgang. Wir erklären der Pat., dass das keine Grund sei, um Unordnung zu haben. Wenn man Unordnung im Zimmer habe, habe man das auch sonst bei sich. Sie versteht das einigermaßen.

Dann hat die Pat. noch ein anderes Problem vorzubringen. Sie hätten von Florenz aus an die Abtlg. P eine Karte geschickt mit einem nackten David. Sie hätten an dem Bild grosse Freude gehabt und nun sei es im P furchtbar falsch aufgefasst worden und man habe ihnen gesagt, sie seien unaständig, solche Bilder zu verschicken. Die Pat. will nun nicht einsehen, dass andere heute eben so reagieren können. Sie wisse nun nicht, ob sie da falsch denke, oder ob es andern Andern liege. Sie möchte wissen, was wir dazu sagen. Ich erkläre der Pat., es komme eben darauf an, aus welcher Situation man eine solche Karte schicke und man dürfe eben nur solchen Leuten diese Karten schicken, von denen man wisse, dass sie es verstehen, wie es gemeint sei.

Die Pat. behauptet, sie könne keine Träume behalten in der letzten Zeit und wisse auch keine solchen zu berichten. Ich sage ihr, ich sei jetzt 14 Tage weg, sie könne rotes Geigy von der Oberschwester verlangen wenn es notwendig sei.

Meyer Annelies

21

24.11.58 Ge/Cho Die Pat. war letzte Woche im Bett, sie war etwas erkältet, hat aber dann furchtbar Mühe gehabt, den Rank wieder zur Arbeit zu finden. Sie gibt das selber zu, sie sagt, sie möchte einfach nicht mehr an die Arbeit gehen. Sie wisse gar nicht recht, was das gewesen sei. Letztes Jahr im November habe sie diese Störung auch schon einmal gehabt. Sie sei auch deswegen im Bett gewesen. Es habe ihr eigentlich nichts gefehlt. Wir versuchen nun herauszufinden, was sonst im Nov. in anderen Jahren war. Vor 2 Jahren meint die Pat. sei sie ja hochbegeistert über ihren Freund gewesen, daher komme es sicher nicht und noch 1 Jahr früher sei sie im Institut gewesen. Sie sagt, dass ihre Freundin in jener Zeit krank war. Sie hatte eine Grippe. Die Pat. hatte aber gar keine Angst oder keine Bedenken wegen ihr, sondern sie habe die Gelegenheit benützt, um wieder einmal die Gebote des Instituts zu übertreten, und sie sei jeden Abend rasch zur Pat. ins Krankenzimmer gewischt, obwohl man das nicht durfte. Sie habe sie jeden Tag mindestens 1 - 2mal besucht, was nicht bemerkt worden sei. Sie selber habe sich in jener Zeit eher etwas freier gefühlt. Sie habe sich den Schwestern wieder besser anschliessen können, sie hatte weniger ein schlechtes Gewissen und sie habe sich auch mit den anderen Mädchen wieder eher abgeben können. Sie selber sei damals nicht krank gewesen. Sie weiss aber, dass die Freundin alles übertrieben hat, dass ihr gar nicht sehr viel fehlte, dass sie aber trotzdem tat, als wenn sie schwer krank wäre. Sie weiss, dass es die Eigenschaft der Freundin war, dass sie gerne übertrieb, wenn ihr irgendetwas fehlte. Sie sei dann gerne etwas länger im Bett gelegen, als notwendig gewesen wäre. Die Pat. behauptet aber ganz entschieden, dass sonst gar nichts anderes passiert sei.

Wir versuchen dann wieder auf den Traum zurückzukommen, den sie vorher hatte, sie behauptet, sie gehe selber wenig baden. Sie kann nicht einmal schwimmen. Sie ist mit den Angehörigen jeweils in den Vierwaldstättersee baden gegangen. Selten im Rotsee. Im Rotsee ging man mit der Schule baden. Dorthin sei sie nicht gern gegangen. Es habe sie etwas geäußert, weil es viele Algen hatte und vor allem Blutalgen. Dann sei das Wasser immer so trübe gewesen. Diese Sache mit dem Ei, das im Wasser schwamm, sei ihr ganz

merkwürdig. Sie könne sich dazu überhaupt nichts denken. Es komme ihr gar nichts in den Sinn. Sie wisse nur noch, dass es ihr vor diesem Gebilde gekelt habe. Mit ihrer Freundin ist sie nie baden gewesen. Als sie zusammen in den Ferien waren, sei es im Winter gewesen. Sie hatten noch Schnee. Das Baden sei nicht in Frage gekommen. Die Pat. soll sich den Traum noch etwas weiter überlegen und sich weitere Träume merken.

6. 1.12.58 Ge/sch Die Pat. findet, sie habe wieder allerlei zu berichten. Zuerst erwähnt sie einen Traum, den sie letzte Woche hatte. Gerade in der Nacht nach der Psychotherapiestunde hat sie folgen es geträumt:

Die Pat. ist in Freiburg und spaziert durch eine Unterführung, die beim Bahnhof unter der Strasse hindurch geht. Sie geht mit jemandem Arm in Arm. Sie meint zuerst, es sei die Aertzin, dann denkt sie auch, es könnte ihre Freundin sein. Sonst kann sie nichts erinnern.

Sie meint zu diesem Traum, dass das wohl ein Übertragungstraum bedeute. Sie könne sich sonst gar nichts dazu denken. Sie habe auch weiter über den Traum vom letzten Mal nachgedacht, könne sich aber auch nichts weiter zusammenreimen. Dann erzählt die Pat., dass sie gestern wieder etwas dummes gemacht habe. Sie habe nämlich, die Badwanne mit Wasser gefüllt, diese vergessen und sie sei dann überlaufen und zwar so lange, dass nachher das Wasser im Badezimmer 1 cm hoch am Boden stand. Eine andere Schwester hat es dann gemerkt und gerufen. Die Pat. hat sofort wieder geadacht, dass sie nun etwas dummes gemacht habe und dass sie jetzt am liebsten davonlaufen würde. Sie müsse immer das denken, wenn wieder so irgend etwas passiere, was nicht richtig sei. Weiter berichtet sie, dass Sr. [redacted] eifersüchtig sei und dass dies sehr schwierig sei mit ihr. [redacted], [redacted] und sie würden doch sehr oft miteinander verkehren und nun sei Sr. [redacted] so eiferdütig, dass sie ihnen sehr oft alles verderbe. Sie mache dann Theater. Sr. [redacted] könne sie recht gut nehmen mit ihr sprechen. Die Pat. hat überhaupt den Eindruck, dass diese beiden eigentlich sich besser verstehen und sie eher als dritte allein dastehe. Sie findet deshalb, es sei gar nicht gerechtfertigt, dass die andere eifersüchtig sei. Nun gehen sie im Jan. mit Sr. [redacted] in die Ferien. Das werde nun ein weiterer Grund sein für die Eifersucht der andern. Gestern Abend im Konzert

sei sie zwischen beiden gesessen. Plötzlich habe sie gemerkt, wie Sr. [REDACTED] verstimmt wurde. Nach der Pause habe sie den Platz mit Sr. [REDACTED] gewechselt, habe gesagt, sie möchte die Solistin besser sehen. Daraufhin sei Sr. [REDACTED] plötzlich wieder sehr guter Stimmung gewesen.

Ich erkläre der Pat., dass man eben immer damit rechnen müsse, dass wenn drei zusammen etwas unternehmen, dass eine sich zurückgesetzt fühle und meine, die beiden andern würden sich besser verstehen. Dies komme bei solchen Verhältnissen immer vor. Sie solle sich das einfach merken und sich eher etwas zurückhaltend benehmen. Im übrigen wäre es viel leichter wichtig, einmal zu sehen, woher es komme, dass sie immer wieder Sachen vergesse. Es stellt sich heraus, dass die Pat. offenbar wenig Interesse an den Dingen hat, sie macht die Arbeiten nie fertig. Sie hat das schon als Kind gehabt. Sie hat schon als Kind nicht fertig abgewaschen, weil sie lieber in einem Buch lesen wollte. Sie hat nicht fertig das Zimmer geputzt und die Putzsachen einfach stehen gelassen ect. Die Mutter habe ihr immer gerufen, sie habe es immer dann selber in Ordnung machen müssen. Aber es sei einfach so. Sie habe immer grosse Begeisterung, um etwas Neues anzufangen, um etwas zumachen, das sie interessiere. Leider verliere sie das Interesse sehr bald und habe nachher keine Freude mehr daran und mache die Sache nicht fertig. Auch bei den Handarbeiten sei es so, sie fange vieles an, bringe nichts fertig. Nun sei sie an einem Pullover den sie aber für die Skiferien unbedingt fertig machen wolle. Ich erkläre ihr, sie müsse dies eben mit eigenem Willen durchhalten. Sie müsse lernen, die Sachen fertig zumachen. Sie müsse auch lernen, dass wenn sie einen Plan habe, sie diesen auch vollständig ausführen müsse und nicht nur teilweise. Auch wenn sie sich etwas anstrengen müsse dazu, so sei das kein Grund, die Sache aufzugeben. Gerade dadurch, dass man sich anstrengt, bekomme man eigentliches Interesse für etwas. Wenn man alles wieder liegenlasse, bevor man sich angestrengt habe, habe man eben gerade keine Freude und kein Interesse daran. Sie müsse das immer wieder versuchen. Wenn sie z.B. nach Konstanz gehe, um einzukaufen, so müsse sie eben zuerst einkaufen, sie könne nachher Läden anschauen oder Leute anschauen, was sie machen und ihre Gedanken über sie spinnen. Dann werde es ihr sicher nie mehr passieren, dass sie die Hälfte von dem, was sie einkaufen

sollte, vergesse. Offenbar ist die Pat. in jeder Beziehung masslos oberflächlich und unkonzentriert. Sie hat wohl Einsatzbereitschaft, aber keinen Durchhaltewillen. Sobald etwas schwieriger wird lässt sie nach und gibt es schließlich ganz auf. Wir sagen der Pat., sie solle sich nun einmal ganz besonders auf solche Sachen einstellen und diese möglichst zuende führen. Sie gibt auch noch an, dass sie häufig Bücher nicht fertig liest, weil ihr daran etwas nicht passe. Ich sage, auch das sei nicht richtig. Wenn man sich schon entschliesse ein Buch zu lesen, so müsse man es fertig lesen, wenn man nicht von vorneheran sagen könnte, es sei etwas ganz übles. Aber dann werde sie ja wohl gar nicht anfangen, darin zu lesen. Eine Stifternovelle z.B. solle sie ruhig fertig lesen, auch wenn ihr der Stil des Dichters nicht unbedingt zusage. Sie könne daraus immer etwas lernen und sie könne auf alle Fälle nachher Stifter beurteilen, währenddem sie das sonst nicht tun könne, wenn sie die Gesichte nur angefangen wieder liegenlasse. Die Pat. soll das einmal versuchen und nächste Montag wieder darüber berichten.

13.12.58 Ge/sch Die Pat. war drei Tage zu Hause. Sie sagt, der Besuch zu Hause habe ihr gar nicht gut getan. Sie habe aber noch doch verschiedenes gemerkt. Sie wollte unbedingt an dem Tage zu Hause sein, wo kirchliche Feste stattfanden und sie habe gemerkt, dass sie deshalb an diesen Festen teilnehmen wollte, weil sie hoffte ihren Freund dort zu sehen. Sie habe ihn in Wirklichkeit aber nicht gesehen und es gehe ihr nun noch diesem Besuch zu Hause gar nicht gut. Die Verhältnisse in der Familie seien jetzt gerade in Ordnung. Für die Mutter bekommt sie wieder Tofranil-Tabletten.

gleiten würde und fällt dabei tatsächlich in den Bach. Es kommt sofort eine herzugesprungen und hilft ihr wieder heraussteigen. Sie entschuldigt sich dabei ihm, dass sie ihm so viel Mühe mache. Dann ist der Traum fertig.

Die Pat. kann zu beiden Träumen eigentlich nicht viel sagen. Sie sagt zwar, sie sei auf Schwester [REDACTED] eifersüchtig, weil diese einen Freund habe. Sie erzählt dann von diesem gelegentlich und das ärgert die Pat. Sie wisse aber von den beiden eigentlich nicht sehr viel, letzthin hätten die beiden einmal Streit miteinander gehabt. Zum zweiten Traum kann die Pat. auch nicht viel erinnern, sie meint, es sei vielleicht schon so, dass sie gelegentlich den Männern auffallen wolle, was sie bemerkt habe, sei das, dass sie solchen Männern auffallen wolle, die ihrem Freund gleichen. Sie hat auf der Heimreise ein solches Erlebnis gehabt. Offenbar spielt bei der Pat. das Sichbemerkbar machen schon eine gewisse Rolle. Sie kann aber eigentlich nicht sagen, was sie damit bezwecken will.

Auch die Frage der Unordnung wird mit der Pat. wieder besprochen. Die Oberschwester hat ihr wieder einen Zettel geschrieben, sie sei dort vorgegangen und habe sich schämen müssen, weil sie solche Unordnung hatte.

22.12.55 He/son Die Pat. erzählt zuerst zwei Träume; 1. Traum:

Die Pat. ist in Flims in einem unmöbliertem Zimmer mit Sr. [REDACTED] zusammen. Die liegen beide am Boden, in einer Art Zelle. Sr. [REDACTED] hält Kopf auf ihrer Schulter. Draussen gehen ein Arzt und eine Krankenschwester vorbei. Es ist ihnen nicht wohl, sie haben Angst vor einer Entdeckung. Die Pat. weiss aber nicht vor was. Da kommt Sr. [REDACTED] herein und ist sehr böse, sie jagt sie hinaus, macht ihnen eine Scene. Sie sagt nichts, aber sie hat ein verzerrtes Gesicht.

2. Traum: Die Pat. ist zu Hause. Sie soll auf den Zug., wie aber zur Barriere kommt, ist diese schon unten. Sie sollte unbedingt doch durch, kann aber nicht darüber steigen, weil ganz viele Barrieren da sind. Sie sieht, wie die Zeit vorückt. Plötzlich gehen die Barrieren vorbei und der Zug fährt vorüber. Sie sieht mit Erstaunen, dass es die Bodensee-Toggenburg-Bahn ist. Sie möchte aufspringen, sie könnte noch, aber sie findet, es gehe zu schnell.

Da denkt sie, sie lasse den Zug eben fahren.

Die Pat. geht zuerst auf den zweiten Traum ein. Sie findet es komisch, dass die Bodensee-Toggenburg-Bahn bei ihnen zu Hause sein soll. Wir finden dann aber heraus, dass sie die Verbindung St. Gallen Luzern macht, was der Pat. eigentlich nicht present ist. Sie erinnert sich nun, dass sie, als sie das erste Mal hierher kam, jene Strecke fuhr, seither aber nie mehr, weil sie jetzt immer ein Abonnement hat, das über Romanshorn oder Schaffhausen geht. Es fällt uns noch auf, dass die Pat. davon spricht, wie die Zeit rasch vorbei gehe, wie sie das feststelle. Sie erwähnt dazu, dass es tatsächlich so sei, dass sie manchmal meine, die Zeit gehe sehr schnell vorbei, manchmal sei es so, wie wenn die das Gefühl hätte, sie sei 50 Jahre alt. Andere Zeiten gebe es, wo sie das Gefühl habe, sie sei jung, sie sei noch ein Kind von etwa 12 Jahren. Dies hänge jeweils mit ihrer Stimmung zusammen. Jetzt fühle sie sich alt, jetzt gehe es überhaupt sehr übel. Sie könne gar nicht mehr recht denken, es gehe ihr ganz schlecht. Die Pat. muss dann auch gestehen, dass sie eben etwas sagen sollte, was sie nicht gerne tue. Es sei ihr schon in den Sinn gekommen, was sie stören und was sie besprechen müsste. Sie hätte schon das letzte Mal sagen sollen. Es sei nämlich so, dass sie immer allen Leuten imponieren wolle, sie wolle immer aus den andern hervorstechen. Sie wisse nicht recht, woher das komme, sie wisse aber genau, dass sie das im Schulalter schon hatte. Dort habe sie den Lehrern gefallen wollen. Im Institut habe sie den Schwestern imponieren wollen und weil ihre Freundin so etwas Besonderes war, habe sie diese zur Freundin haben wollen. Sie denke sich, dass es einerseits daher kommen könnte, weil sie zu Hause nie Schwierigkeiten gemacht habe, man habe sich mit ihr nie besonders beschäftigen müssen, z.B. nicht bei den Schulaufgaben helfen müssen, was man bei den kleineren Geschwistern immer musste. Sie habe deshalb immer den Eindruck gehabt, sie werde hinter die jüngeren Geschwister zurückgestellt. Sie meint, dass sie dann deswegen anderswo imponieren wollte. Auch hier sei es so, sie glaube, ~~und~~ dass sie sogar diesen Beruf ergriffen habe, um etwas Besonderes zu sein. Sie wolle der Oberschwester imponieren, wolle, dass diese sich besonders mit ihr abgeben müsse, sie wolle den Aerztin und der Ref. imponieren. Die Pat. erwähnt, dass es auch ihr Vater ähnlich habe, dass er z.B. gerne mit höher gestellten Personen verhandle und verkehre. Er rühme sich dann zu Hause darüber und sie glaube schon, dass er im Grunde genommen eigentlich minderwertigkeitsgefühle habe, weil er

doch keinen rechten Beruf gelernt habe.

Die Pat. sagt, sie sei in der letzten Zeit furchtbar niedergeschlagen, müde, möge nicht aufstehen am Morgen, sei vollständig zerfahren, könne gar nicht denken, sie müsse immer an etwas anderes als an das, was sie eigentlich sollte. Sie will natürlich kein Tofranil mehr nehmen, sie meint damit ir endiwe als krank bezeichnet zu sein, was sie eben nicht will. Schliesslich lässt sie sich aber doch dazu überreden, sie soll wieder dreimal tägl. 1 Tabl. nehmen und mitr dann berichten, wie es geht. Sie kommt am nächsten Montag wieder in die Sprechstunde.

30.12.58 We/sch Die Pat. berichtet zuerst einen Traum. Sie ist geht nach einem Ort, der Aadorf oder soist etwas Ähnliches heisst und dort ist eine Reitanstalt. Sie geht hinein und sieht in der weiten Weite Frl. [redacted] auf einem Pferd reiten, sie kann es sehr gut, sie kann das Pferd sehr gut dirigieren und die Pat. bewundert sie. Sie sagt, sie wolle auch reiten lernen und sie bekommt vom Leiter der Anstalt ein Pferd, es gelingt ihr aber gar nicht aufzusteigen. Sie versucht es immer wieder, kann es aber nicht. Schliesslich muss sie es aufgeben und gibt das Pferd zurück. Sie sagt dann, sie komme wieder, sie wolle es doch noch lernen. Währenddem sie diese Versuche machte sei die Ref. an der Umzäunung gestanden und habe ihr zugeschaut und ihr zugelächelt. Sie habe den Ei druck gehabt, die Aertzin wolle ihr Mutmachen und sie habe wahrscheinlich deswegen beschlossen wieder hierher zu kommen.

Die Pat. erklärt, es handle sich hier wieder um einen Übertragungstraum. Sie sehe ein, dass sie jetzt merke, wie sie die Psychotherapie nötig habe und dass sie jetzt damit einverstanden sei. Die Pat. bestätigt auch, dass ihr das Tofranil gut tue. Sie nimmt jetzt 3 Tabl. tägl. und fühlt sich bereits bedeutend besser. Die Verleiderstimmung und die Müdigkeit seien bedeutend zurückgegangen. Sie klagt über sehr starke Trockenheit im Mund, die durch Trinken von Flüssigkeit gar nicht behoben werden könne. Auch ihre Mutter klagte darüber. Sonst hätten ihr die Tabletten ebenfalls sehr gut getan. Sie sei wieder zu Hause gewesen. Es habe ihr gut gefallen, es sei alles nett gewesen. Sie habe von ihrem Freund gehört, ihn aber selber nicht gesehen. Das sei ihr eigentlich ganz recht gewesen. Sie habe aber auch gar nicht so gerne, wenn alle von ihm erzählen. Dann möchte

sie ihn doch gerne sehen. Wenn sie auf den Bahnhof gehe, müsse sie an seinem Haus vorbei und dann schaue sie immer, ob sie ihn nicht doch irgendwo entdecken könne. Sie muss auch heute wieder zugeben, dass sie eigentlich andauernd an diesen Freund denkt. Sie sagt, sie versuche es immer wieder zurückzudrängen, aber das gehe nicht. Es komme immer wieder in den Vordergrund und hindere sie bei der Arbeit. Wir versuchen dann der Patientin zu erklären, dass es sich wohl nicht darum handle, diese Dinge zu verdrängen, sondern sie zu verarbeiten. Es müsse so kommen, dass sie sehr wohl daran denken könne, dass diese Dinge aber nichtmehr alles übrige überschatten und darüber hinausragen und machen, dass das andere in den Hintergrund gedrängt werde. Sie müsse auch diesem Erlebnis den Platz einräumen, der ihm gehöre und nicht mehr. Die Pat. sieht das eigentlich ein. Sie fragt dann aber, wie man das machen müssen. Wir erklären ihr, sie solle einfach jetzt in der Psychotherapie richtig mitmachen, sich nicht um andere Dinge kümmern sondern das, was ihr in den Sinn kommt erzählen und nicht mehr verdrängen. Auch die Träume solle sie immer erzählen, vor allem sich merken. Die Pat. behauptet, dass sie dauernd die Gestalt ihres Freundes vor sich habe, dass sie ihn immer sehe, dass sie sich aber sein Gesicht eigentlich nichtmehr recht vorstellen könne. Sie könne es nur dann sehen, in gewissen Situationen, z.B. wenn er lache. Wie er aber sei, wenn nichts besonderes los sei, könne sie nicht sagen. Sie findet das komisch, sie sollte das doch auch wissen. Die Pat. erklärt auch, dass sie manchmal diese Erinnerungen selber wieder hervorhole, andere Male drängen sie sich ihr auf. Es sei nicht immer ganz gleich. Sie meint, sie sei eben in den Freund immer noch verliebt, aber sie sehe ja ein, das alles keinen Sinn habe und dass sie es aufgeben sollte. Sie könne einfach nicht. Sie behauptet, es habe ihr so sehr zugesetzt, dass die Angehörigen diese Sache so auseinandergeserrt hätten und das die andern schuld waren, dass alles auseinander ging. Ich frage die Pat., ob sie selber nicht auch etwas Schuld daran habe. Sie meint, vielleicht in dem Sinne, dass sie die Angehörigen etwas herausforderte und dass sie auch die Schwester des Freundes vernachlässigte. Diese sei dann eifersüchtig geworden und habe dumme Bemerkungen gemacht. Sonst sei sie mit jenem Mädchen immer gut ausgekommen, auch jetzt verstehe sie sich wieder recht mit ihr. Eigentliche Schuldgefühle habe sie nicht. Die Pat. findet auch, man hätte nicht eine solche Geschichte aus einer so einfachen und harmlosen Sache machen müssen. Es sei ja so harmlos gewesen, dass sie sich nicht einmal einen Kuss gegeben hätten. Damals habe sie das gar nicht

gewollt, jetzt denke sie, sie würde gerne die Erinnerung haben, dass dies passiert wäre. Von den andern Mädchen habe sie ja immer etwa gehört, dass man seinen Freund küsse.

Es scheint nun doch, dass die Pat. sieht, dass man auf diese Erlebnisse eingehen muss und zwar in einer andern Weise, als wie sie das früher getan hat. Wir haben den Eindruck, dass die Therapie nun doch weitergehe.

5.1.58 Ge/Cho Die Pat. findet, dass es ihr ordentlich gegangen sei, sie fühle sich wohler, nehme täglich 3 Tabl. Tofranil. Sie sei weniger müde und könne besser arbeiten. Sie hat in dieser Woche die Patientinnen im I behandeln müssen, die Abszesse hatten. Sie habe dabei sehr grosse Mühe gehabt. Es habe sie geekelt davor, und sie habe immer Angst gehabt, sie mache den Pat. Schmerzen. Sie habe sich dadurch furchtbar aufgeregt, und sie glaube, dass deswegen die Periode zu früh aufgetreten sei. Seit diese nun da sei, fühle sie sich im ganzen wieder viel wohler.

Die Pat. hat dann noch Träume gehabt.:

1. Traum: Die Pat. ist in einem Schulzimmer im Institut. Es steht dort eine Schwester, und die Pat. erklärt dieser Schwester aufgeregt, sie gehe jetzt weg. Sie habe der Schwester irgendetwas vorgeworfen, aber sie wisse nicht mehr was. Die Schwester, die sie im Traum sah, sei eine sehr grosse Frau gewesen. Sie habe wie das Gesicht der Oberschwester gehabt oder eigentlich nur deren Gestalt und das Gesicht habe eher der Schwester geglichen, mit der sie im Institut am meisten zu tun hatte. Sie habe schon eine Woche vorher einmal von dieser Schwester geträumt., sie wisse aber nicht mehr was.

2. Traum: Sie habe dann nochmals von dieser gleichen Schwester geträumt. Die Pat. hat Ferien und ist zu Hause bei ihrer Mutter. Dann geht sie weg und ist plötzlich in Brienz, wo sie eine Garage sieht. Sie ist mit ihrer Schwester zusammen. Sie wartet vor dieser Garage und sieht dort ihren Freund, wie dieser in der Garage Benzin ausgibt. Der Freund macht dazu ein missmutiges Gesicht und tut, wie wenn er sie nicht sähe. Sie ruft ihn, begrüsst ihn und plötzlich geht ein Leuchten über sein Gesicht. Sie will dann zu ihm hingehen und ihm erklären, dass sie hier in den Ferien sei. Sie sei im Hotel Briener

Rothorn. Sie sieht aber das Hotel einfach nicht, wie sie es ihm zeigen will.

Als die Pat. dann erwacht, ist sie enttäuscht und denkt, sie gehe ja gar nicht nach Brienz sondern nach Flims in die Ferien.

3. Traum: Die Pat. hat noch einmal von dieser Schwester geträumt. Sie steht auf einer Treppe und die Schwester spricht mit ihr, sie weiss aber nicht wovon.

Die Pat. erzählt nun im Anschluss an diese Träume, dass sie sich in der letzten Zeit immer wieder Gedanken darüber machen musste, dass sie hier vielleicht nicht am rechten Platze sei. Es habe ihr jemand Vorwürfe gemacht, dass sie nicht jeden Sonntag in die Kirche gehe. Sie hat am Silvesterabend darüber nachgedacht. Sie sagte sich, es sei schon wahr, sie sei im letzten Jahren ausserordentlich lau gewesen mit dem Kirchenbesuch. Sie muss aber zugeben dass nicht die Arbeit daran schuld war. Wenn sie absolut gewollt hätte, so hätte sie immer Gelegenheit gehabt, in eine Messe zu gehen. Wenn man am Morgen nicht in die Kirche gehen könne hier, so habe man immer Gelegenheit manchmal noch abends zu gehen und auf alle Fälle sei jeden Sonntag abend in Konstanz eine Messe. Die Pat. äussert dann wieder ihre religiösen Zweifel. Sie wisse zwar, dass es sich bei den kirchlichen Handlungen oft um Symbole handle. Diese verstehe sie auch und haben nichts dagegen einzuwenden. Doch werde auch von verschiedenen Dingen behauptet, es sei einfach so. Auch wegen der Beichte habe sie Zweifel. Man werde ja durch das Beichten nicht besser. Man mache ja immer wieder dasselbe. Die Pat. redet aber von alledem äusserst vage, und ich sage ihr, sie solle sich die Sache einmal geneauer überlegen, dass sie mir präzisere Fragen stellen könne. Auch komme ihr dabei vielleicht allerlei in den Sinn, so dass sie gar nicht mehr fragen müsse. Man müsse eben selber über diese Dinge nachdenken.

Sie berichtet dann noch von dieser Schwester, von der sie geträumt hat. Die Pat. hat diese Schwester sehr bewundert. Sie hat auch versucht, dieser zu gefallen und wahrscheinlich habe sie deswegen ihr gegenüber einmal den Wunsch ausgesprochen, sie wolle ins Kloster gehen. Immerhin müsse sie auch jetzt noch gelegentlich daran denken. Es wäre vielleicht doch das beste für sie. Sie will sich aber die ganze Angelegenheit nochmals überlegen.

Meyer Anneliese

26

19.1.59 Ge Die Pat. war jetzt in den Ferien. Sie kommt hochbegeistert zurück. Es sei sehr schön gewesen, alles sei gut gelungen. Nur im Anfang habe sie eine Verstimmung gehabt und dann in der Zeit, in der Sr. [] auch dort war. Sie könne sich schon vorstellen woher das komme, sie habe nun gemerkt, dass sie auf Sr. [] eifersüchtig gewesen sei. Vorher hätten [] und sie alles zusammen gemacht, jetzt ging das plötzlich nicht mehr, Sr. [] habe sich mehr um die [] bekümmert, sie habe der [] auch ihr Bett abgetreten und in der Stube geschlafen. Sie habe mit [] auf den Übungshügel gehen müssen, die sei noch gar nie auf den Skiern gestanden. Sie habe nichts davon gehabt, sie habe sich nur immer um die andere kümmern müssen. Sie fühlte sich einfach als fünftes Rad am Wagen. Sie muss zugeben, dass sie das schon früher hatte, sie sei auch auf ihre jüngern Geschwister immer eifersüchtig gewesen. Sie hatte in der Schule immer eine Freundin und wurde eifersüchtig, wenn sie diese nicht ganz allein für sich haben konnte. Sie sehe schon ein, dass es so sei, allerdings erst jetzt, aber sie wisse nicht warum.

Ich sage ihr, sie solle einmal überlegen, woher die Eifersucht kommt. Etwas habe sie bereits ~~verstanden~~, was bei ihr eine Rolle spiele. Nur mit viel Mühe bringen wir heraus, dass sie eben immer in erster Linie an sich denkt, etwas für sich haben will und nicht an die andern. Nur dann kann man eifersüchtig sein. Ich sage ihr dann, dass dies für sie eben auch sonst eine wichtige Rolle spiele, auch bei der Arbeit. Gerade deshalb finde sie in ihrer Arbeit bei uns keine Befriedigung, sie denke immer nur daran, dass sie davon etwas haben muss. Ob die andern etwas davon hätten, interessiere sie nicht. Sie solle dieses Problem noch weiter überlegen und sich durch den Kopfgehen lassen. Nächstes Mal sollen dann auch noch Träume besprochen werden.

26.1.59 Ge/sch Die Pat. sagt, es gehe ihr nicht so gut. Die ganze Woche hindurch habe sie sich müde gefühlt und nicht gut arbeiten können. Jetzt sei die Periode eingetreten, jetzt gehe es doch etwas besser. Wie sie merkte, dass es schlechter gehe, habe sie auf die "acht je zwei Tabletten Tofranil genommen. Tagsüber könne sie nicht zwei Tabletten auf einmal nehmen, weil sie da zu müde werde. Jetzt könne sie dann wieder reduzieren auf 3 x 1 Tabl. pro Tag. Sie bekommt offenbar immer mehr Schwierigkeiten mit ihren beiden Freundinnen, Sr. [] und Sr. []. Diese beiden scheinen sich eher mehr zusammenzuschliessen und die Pat. auf die Seite zu stellen. Sr. [] habe ihr gesagt, die beiden hätten eben ein Geheimnis miteinander, sie können ihr davon nichts sagen. Die Pat. hat sich natürlich beleidigt gefühlt, hat sich aber offenbar nichts anmerken lassen, findet nun aber doch, das sei nicht gerade schön eines von so etwas zu berichten und sie habe nun doch beschlossen, sie werde sich von den beiden eher zurückziehen. Sie weiss nur nicht, was sie dann tun soll, sie sagt nämlich, sie gar nicht mehr für sich allein sein, sie könne nicht lesen, weil ihr die Gedanken nicht beim Gelesenen bleiben und sie möge auch nicht all Handarbeiten machen. Wir erklären ihr, sie solle nun einfach wieder einmal versuchen, solle versuchen, sich zu konzentrieren, man müsse das eben machen und nicht einfach von vorneherein sagen es gehe nicht.

Dann hat die Pat. auch Sorgen wegen zu Hause. Der Vater habe wieder wenig verdient, man komme nicht zurecht mit dem Einkommen und es bestehe einfach keine Aussicht auf grössere Verdienste. Die Pat., die letztes Mal selber gefunden hat, sie sei egoistisch, hat sich darüber nun Gedanken gemacht und sich gesagt, sie muss dagegen ankämpfen. Sie wollte ursprünglich über Ostern eine Ferienreise nach Wien machen, eine akademische Reise. Sie will sich nun dort aber nicht anmelden, weil sie zu Hause erwartet werde. Wir fragen sie ganz genau, ob dies nur deswegen sei, um nicht egoistisch zu erscheinen. Offenbar ist das nun doch nicht ganz so. Wenn man sich die Sache genau anschaut, sie hat nämlich kaum genügend Geld, um diese Reise zu finanzieren. Sie hat noch ihre Armbanduhr verloren und muss sich zunächst eine neue Uhr kaufen. Sie wird das Geld nur unter grösster Anstrengung für diese Reise zusammenbekommen, bis Ostern. Dann denkt sie natürlich auch daran, dass in den Osterferien sicher ihr Freund zu Hause sei, dass das eine Gelegenheit

Meier Annelies

besten, diesen wiederzusehen. Wir erklären der Pat., dass es ganz klar²⁷ sei, dass sie die Reise nicht machen dürfe, wenn sie nicht genügend Geld dazu habe. Sie meint, in diesem Falle sei es doch besser darauf zu verzichten. Sie soll aber nachschauen, ob nicht im Herbst eine ähnliche Reise ist, die sie auch interessieren könnte. Sie sagt, sie habe sich das schon überlegt, es sei da n eine Zusammenkunft des Weltbundes und sie habe schon daran gedacht, mit Sr. [REDACTED] dorthin zu gehen. Ich erkläre ihr sofort, dass dies nicht gut sei für sie, sie sollte sich nicht mit diesen Leuten anfreunden, worauf die Pat. prompt erklärt, Sr. [REDACTED] habe ihr ja gesagt, sie sollte das bei uns nicht sagen, dies sei nicht beliebt bei den Aerzten. Ich versuche der Pat. dann genau zu erklären, weshalb dies nicht beliebt sei uns und wie es sich mit diesem Weltklub verhalte. Ich sage ihr auch das Beispiel von den Männern, mit denen Sr. [REDACTED] sich abgiebt. Sie habe ja selber gesagt, sie mache sich immer an die Männer heran, die ihr interessant erscheinen. Wenn das aber Leute sind, die derart aus dem Rahmen fallen, dann sei doch mit ihnen offenbar etwas Besonderes los und man müsse sich dann schon fragen, ob es gerade günstig sei, sich mit solchen Leuten einzulassen. Die Pat. muss das zugeben, sie sagt, sie habe schon öfters bemerkt, dass sie Sr. [REDACTED] an solche Leute heran mache und sie sehe eigentlich schon ein, weshalb wir dagegen seien. Ich sage ihr, sie solle sich einen Verzeichnis der akademischen Reisen kommen lassen und sich für den Herbst für eine solche einschreiben.

2.2.59 Ge/Cho Die Pat. berichtet, es gehe ihr ordentlich. Sie hat einen Traum gehabt:

Ausgelassene Seiten: Blatt 27, Mitte Vorderseite bis Blatt 28, Mitte Vorderseite

Meier Annelies

28

9.2.59 Ge/Cho Die Pat. berichtet, dass es ihr in der letzten Zeit gar nicht gut gegangen sei. Seit 2 - 3 Tagen nehme sie das Tofranil wieder, sie hoffe, es werde nun besser. Sie kann aber gar nicht so recht schildern, weshalb es ihr eigentlich nicht gut geht. Sie kommt dann von selber auf ein bestimmtes Problem zu sprechen, d.h. sie erzählt, wie eigenartig es sei, dass sie mit Sr. [REDACTED] nun gar nicht mehr so recht auskomme. Sie habe den Eindruck, sie müsse sich von ihr zurückziehen. Sie weiss nicht recht, weshalb das ist, sie meint, es sei eigentlich doch nicht die Eifersucht. Sie habe nun eher die Tendenz, sich Sr. [REDACTED] anzuschliessen. Diese interessieren sie jetzt mehr. Ich frage dann die Pat., weshalb denn immer die Leute sie interessieren müssten. Sie hat das selber bis jetzt nicht bemerkt. Sie weiss nicht, weshalb das ist und kann dazu eigentlich nichts sagen. Es kommt ihr aber doch in den Sinn, dass sie mit Sr. [REDACTED] nicht mehr so gut auskommt, seit diese ihr, wie die Pat. meint, alles von sich erzählt habe. Ich frage nun die Pat., ob sie nicht früher schon einmal darüber etwas gehört habe, ob man einander alles erzählen solle von sich oder nicht. Sie erinnert sich, dass man bei der Anstellung immer sagt, man solle seine persönlichen Angelegenheiten mit niemanden besprechen, weder mit dem übrigen Personal noch

mit den Pat. Sr. [] hat das nun offenbar getan, und die Pat. muss sich nun deshalb von ihr zurückziehen. Sie meint, es sei nun langweilig mit Sr. [] sie wisse ja alles von ihr, sie könne mit ihr jetzt nichts mehr Neues sprechen. Ich erkläre der Pat. einerseits, wie übel es eben sei, wenn man alles von sich geäbe und nichts für sich behalte, weil man die anderen heute dadurch eher abstosse als gewinne, wie es unangenehm sei für die anderen, wenn man alle seine Geheimnisse preisgäbe. Sie habe das nun selbst eingesehen. Andererseits ist es schon sehr mekrwürdig, dass sich die Pat. nun einfach auf jemand anderen stürzt, der wohl ebenfalls noch Geheimnisse in sich birgt, diese aber noch nicht berichtet hat. Sie möchte nun auch diese Geheimnisse erfahren, muss aber jetzt nach Uebwrliegung doch zugeben, dass sie ja dadurch ihre Beziehung wieder zerstören würde, die sie vielleicht zu dieser Schwester knüpfen könnte. Wir sagen, dass man untersuchen müsse, weshalb sie nur auf diese Art und Weise ihre Beziehungen knüpfen könne zu anderen, dies hänge wohl ebenfalls mit dem zusammen, was sie ihren Egoismus nenne, nur sie wolle dabei etwas gewinnen, sie wolle nämlich die Geheimnisse der anderen erfahren, und sie denke dabei gar nicht an die anderen. Sie will auch nicht, um den anderen zu helfen oder aus Mitgefühl mit ihnen diese Geheimnisse erfahren, sie will diese nur wegen ihrer eigenen Neugier wissen. Wenn die anderen aber das merken, dann ziehen sie sich eben von der Pat. auch zurück, und die Pat. selber hat bei ihnen nichts mehr zu suchen, wenn sie ihrer Neugier nachgebend alles erfahren hat. Die Pat. soll sich das überlegen. Wir werden weiter über diese Probleme sprechen.

18.2.59 Ge/sch Die Pat. durfte über das Wochenende nicht nach Hause reisen, weil sie stark erkältet war. Sie geht nun nächste Woche. Trotzdem ist aber erst heute in die Sprechstunde gekommen. Ich wusste, dass sie nicht fort war. Sie sagt, sie habe nicht mehr umstellen wollen, weil sie gedacht habe, ich würde mir Umstände machen. Sie berichtet, es gehe ihr gut, sie fühle sich viel wohler, sie habe auch beobachtet, dass sie die durchgemachte Grippe, die sie jetzt hatte, viel besser überstehen konnte, da sie Tofranil nehme. Sie habe sich viel weniger niedergeschlagen und müde gefühlt, als dies sonst der Fall sei, wenn sie krank werde. Sie berichtet, dass es ihr nun seit einigen

Meier Annelies

- 29

Wochen auch bei der Arbeit besser gehe. Ich habe mich später noch bei Sr. [] erkundigt, dies dies bestätigt und erklärt, es sei auffallend, wieviel die Pat. besser arbeitet. Man merke nun, dass sie interesse an der Arbeit habe. Dies bestätigt die Pat. auch selber. Sie habe nun Freude daran, die Leute zu pflegen. Es sei ihr nichtmehr einfach eine Last. Sie denke auch gar nicht mehr daran, den Beruf zu wechseln. Sie wolle die Lehre hier fertig machen. Sie muss dann aber doch noch betonen, dass sie vor allem wegen den Kursen hier bleibe, besonders den Leseabend genieße sie sehr, sie findet es so schade, dass er nicht jede Woche stattfindet.

Die Pat. muss dann noch gestehen, dass sie sich bereits wieder eine Lebensgeschichte einer Kollegin erzählen hat lassen, sie meint aber, dies habe sie eben um Rat gefragt, es sei fast nicht anders gegangen. Im übrigen strengt sie sich jetzt an, dass sie nicht mehr in eine ähnliche Situation gerate. Sie gibt an, dass sie immer noch am Morgensehr schlecht aufstehen kann, dass sie eine Arbeit, die sie am Morgen mit grosser Mühe macht, abends viel leichter macht, erst so gegen abends 4 Uhr wird es ihr wohler. Wir versuchen nun die Medikamente etwas anders zu veretien, sie woll versuchen am Morgen 2 Tabletten Tofranil einzunehmen. Auf die Nacht hat sie bis jetzt schon 2 genommen. Tagsüber nahm sie nur eine, weil es ihr sonst schwdlig wurde. Sie soll nun aber am Morgen in Abständen zwei Tabletten nehmen, vielleicht geht es dann. Sie soll das einmal versuchen und nächstes Mal wieder berichten.

2.3.59 Ge/sch Die Pat. kommt heute mit ihrer Schwester, da man bei ihr dieser ein EEG und einen Biäsch machen muss. Ich nehme deshalb soweit als möglich vor allem eine Anamnese über ihre Schwester auf und auch noch einmal über die Familie.

Die Patientin berichtet, dass es ihr selber in der letzten Woche ordentlich gegangen sei. Sie habe sich nur geärgert, dass sie vor der Oberschwester wieder geheult habe. Sie wisse nicht, es sei manchmal so, dass es einfach so über sie komme, sie wisse selber gar nicht warum. Sie müsse dann einfach heulen. Sie habe das im Institut schon gehabt, sie glaube, dass

es dort anfang. Es seien einfach bestimmte Zeiten, wo sie das so habe, zu andern Zeiten komme es nicht vor.

Weiter berichtet die Pat., dass sie sich nun viel mehr um ihre Arbeit kümmere, dass sie sich dort nun allerlei Ueberlegungen mache und Fragen stelle. Sie fragt dann auch, ob ihr Heulen vielleicht hysterisch sei. Man spreche ja immer wieder davon auf der Abteilung, dass diese oder jene Pat. sich hysterisch aufführe. Ich versuche der Pat. zu erklären, dass das hysterische Tun nur ein Symptom sei und dass man gerade unter dem Pflegepersonal immer ~~so~~ wieder die Tendenz habe, alles was man nicht versteht, als hysterisch zu bezeichnen. Ich erkläre der Pat., dass wohl die wenigsten Leute, von denen sie es annehme, hysterisch seien. Sie gibt dann einige Beispiele und ich kann ihr dann sehr gut wiederlegen, dass alle diese Pat. im I alles weniger als hysterisch seien. Es seien organische Krankheiten, die eben zu diesem eigenartigen Verhalten führen.

Die Pat. sagt, sie habe auch eine sehr unruhige Nacht gehabt, sie habe letztthin in der Nacht immer von der Arbeit geträumt und es sei alles schief gegangen. Von daher kommen wir eigentlich auch darauf zu sprechen, dass sie sich nun mehr Mühe gebe und sich mehr dafür interessiere. Weiter kommen wir heute nicht.

25.3.59 Ge/Cho Die Pat. klagt, dass es ihr gar nicht gut gehe. Sie sei in den letzten Wochen schwer verstimmt, könne nicht gut schlafen, sei am Morgen, wenn sie erwache wie zerschlagen und gerädert, fühle sich müde, könne nicht aufstehen, sobald sie auf sei, gehe es etwas besser, wenn sie an der Arbeit sei, vergesse sie ihre Schwierigkeiten und ihre Beschwerden. Sie habe das Gefühl, es gehe ihr abends schlechter als am Morgen, weil sie dann zusätzlich noch körperlich müde sei. Sie schlafe in der Nacht einfach schlecht, habe viele Träume, die unangenehm seien, so habe sie z.B. einmal geträumt, sie habe ins Bett genässt, das sei ein ganz furchtbares Gefühl gewesen. Sie habe sich ganz ausserordentlich schämen müssen. Dann habe sie ein anderes Mal geträumt, sie gehe irgendwo eine Treppe hoch, ihre Verwandten seien auch da und plötzlich könne sie nicht mehr weiter gehen. Es sei alles so schwer

Meier Annelies

30

wie Blei an ihr, und sie müsse sich auf der Treppe einfach hinsetzen, und es gehe nicht mehr. Die anderen können nicht begreifen, dass sie nicht mehr weiter kann. Ein anderes Mal hat sie geträumt, dass sie einen Berg hinangehen soll. Sie sieht wie die Strasse hinaufsteigt, die sie gehen soll, und sie findet einfach die Kraft nicht dazu. Sie ist viel zu müde und hat nicht die Möglichkeit weiterzugehen. Sie ist darüber sehr unglücklich. Daneben liest die Pat. Bücher über Depressionen, natürlich nicht das, was man ihr sagt, sondern solche, die sie von sich aus aufreißt. Sie liest jetzt Pasternak, weil sie dieser Mann interessiert, weil er aus dem Osten stammt und da man so viel gehört hat von ihm in letzter Zeit. Sie kann zwar die Erzählungen, die er schreibt nicht verstehen, gerade das fesselt sie aber, und sie möchte mit der Zeit doch dahinter kommen.

Die Pat. weiss nicht, weshalb sie eigentlich jetzt so verstimmt ist. Die Verstimmung sei nach dem Besuch ihrer Schwester aufgetreten einige Tage später. Es werde eher immer schlimmer. Sie freut sich aber doch auf die Ferien, sie geht über Ostern nun nach Hause und nach Hause in einen Jugendführerkurs, der in der Jugendherberge in Lugano abgehalten wird. Sie freut sich darauf, hat aber etwas Hemmungen allein hinzureisen, weil sie nicht weiss wer sonst noch kommt. Es scheint eine konfessionell ganz gemischte Gesellschaft zu sein. Sie sagt, sie wisse schon, dass sie sehr rasch Anschluss haben werde. Sie wisse selber nicht, weshalb sie sich für die Hinreise gehemmt fühle. Ich sage ihr, sie solle einmal das Tofranil nicht mehr hauptsächlich auf die Nacht nehmen, sondern morgens mittags und abends je 1 Tabl. Sie will das versuchen.

Dann hat sie noch aus ihrem Zimmer gezügelt und ist nun mit Schw. [] zusammen. Sie ist bis jetzt von dieser hochbegeistert, sie kommt mit ihr sehr gut aus. Sie hätten es sehr schön zusammen. Sie könnten allerlei miteinander machen. So lerne [] jetzt von ihr Schachspielen. []

selber spiele Gitarre, und sie könne Blockflöte dazu spielen oder singen. So könnten sie zusammen allerlei unternehmen. Es sei etwas ganz anderes als mit den anderen zusammen. Die Pat. zeigt nun aber wieder, dass sie jetzt schon wieder daran ist, darauf auszugehen, herauszufinden, weshalb [redacted] so still ist und nie etwas sagt. Die Pat. beklagt sich darüber, dass sie ja gar nichts von ihr wisse. Ich versuche ihr nun zu erklären, dass sie nun gerade hier einmal die Möglichkeit habe, sicher nichts zu erfahren, das sie nicht auf der anderen herausquetsche. Wenn sie mir erzähle, sie habe von der anderen dies oder jenes erfahren, so müsse ich sagen, dass sie sich sicher ihr gegenüber wieder unkorrekt verhalten habe. Wenn man die Pat. fragt, weshalb sie denn über das Vorleben der anderen etwas wissen wolle, so muss sie zugeben, dass es reine Neugier ist, dass gar nichts anderes sie dazu treibt, und dass es vielleicht auch so ist, dass sie dann nachher wieder genug von dieser bekommt und sich wieder einer anderen zuwenden kann. Ich versuche, ihr nochmals zu erklären, dass sie es nun hier gerade nicht so machen sollte, und sie scheint dies einigermaßen zu verstehen, sie meint, sie wolle es versuchen. Für die Ferien muss man wohl keine Bedenken haben. Sie meint, sie freue sich darauf, es werde schon gut gehen. Sie hat selber von der Oberschwester wieder Tofranil verlangt.

Man wird mit ihr aber dann doch vielleicht nachher noch die Angelegenheit der Schwester besprechen müssen und dort noch einmal fragen, ob sie vielleicht darüber erschrocken sei, dass man bei der Schwester eine Erkrankung aus dem epileptischen Formenkreis annehme. Vielleicht denkt sie selber auch, dass sie so etwas Ähnliches hat und vielleicht weiss sie das sogar selber und hat es bis jetzt verheimlicht. Es gibt doch einzelne Anhaltspunkte dafür, dass eben bei der Pat. doch so etwas eine Rolle spielen könnte.

7.4.59 Ge/Cho Die Pat. behauptet zuerst, es gehe ihr sehr gut. Es sei in den Ferien alles ausgezeichnet gegangen. Sie erzählt ~~zuerst~~ von dem Lager, das sie in den Ferien besucht hat, berichtet von den Leuten, die sie dort

31

kennenlernte, behauptet, sie habe sofort sehr guten Anschluss gefunden, muss aber sagen, dass sie bei der Diskussion nicht immer so gut mitmachen konnte. Sie meinte, das komme wohl daher, weil sie einen ganz anderen Beruf hatte, als die meisten, die dabei waren. Das andere waren alles Lehrer oder Seminaristen oder Gymnasiasten. Es seien etwa die Hälfte Männer, die Hälfte Frauen gewesen. Alles ganz junge Leute. Die Vorträge, die gehalten wurden, haben der Pat. sehr gut gefallen. Sie findet, sie habe grossen Gewinn daran gehabt. Charakteristisch für sie ist, dass der eigentümlich wahrscheinlich schizophrene Dr. [redacted] ihr den grössten Eindruck machte, und dass sie ihn ausgezeichnet fand. Er hat sich offenbar recht komisch benommen und wirkte in seiner Senilität wohl noch merkwürdiger als früher. Sie erzählt dann auch noch von den Ausflügen, die sie gemacht hat.

Auch zu Hause sei es ganz gut gegangen. Dort seien die Eltern natürlich enttäuscht gewesen, dass sie schon wieder forgoing und die Ferien nicht zu Hause verbrachte. Die Mutter hätte Freude gehabt, wenn sie geholfen hätte, herauszuputzen. Nun habe eben die jüngere Schwester helfen müssen. Diese bekomme jetzt die Tabletten, habe sie seit einer Woche genommen aber trotzdem eingenässt. Die Pat. hat offenbar bereits von sich aus erklärt, dass es eben manchmal ziemlich lange dauere, bis man die Wirkung sähe.

Dann beginnt die Pat. wieder damit zu querulieren, dass sie die Tabl. nicht mehr nehmen wolle. Sie sähe nicht ein, warum sie nicht mit ihren Stimmungen ganz allein fertig werden könnte. Wir erklären ihr, es sei schon recht, wenn sie das könne, aber bis jetzt hätten wir aber gesehen, dass es nicht gehe. Wenn wir dann einmal den Eindruck hätten, es sei so, dann könne sie die Tabl. ruhig weglassen. Solange ihre Verstimmungen aber die Arbeit stören, müsse sie diese einnehmen. Sie meint dann, sie habe eben gerade jetzt in diesem Lager wieder gesehen, dass man an sich selber arbeiten könne, dass man sich beherrschen könne, und dass das vieles besser gehe. Wir erklären ihr, dass es eben nicht immer nur auf das ankomme, dass man eben manchmal etwas Vernünftiges tun müsse, auch wenn es einem nicht gerade behagt.

Die Pat. wirkt wieder irgendwie furchtbar verdreht und unvernünftig. Die Ferien haben ihr offenbar gar nicht besonders gut getan, obschon sie dies meint. Sie schwärmt von der Kameradschaft, die sie dort hatten und wie das hier nicht der Fall sei. Wir erklären ihr, dass es ihr ja wohl immer am besten gehen würde, wenn sie das ganze Jahr hindurch Ferien hätte, aber sie müsse nicht denken, dass, wenn sie dauernd mit diesen Leuten zusammen wäre, dass es immer in dieser Art weitergehen könne, wie das nun gewesen sei. Schliesslich muss die Pat. auch sagen, dass sie das selber gedacht habe. Sie habe sogar gemerkt, wie sich gegen Ende der Woche Gruppe bildeten und wie dann die Zusammengehörigkeit nicht mehr so eng war wie vorher.

Wir sagen der Pat., sie solle nun wieder fleissig arbeiten, sich diese Sachen, die wir heute besprachen noch überlegen und dann würden wir nächsten Montag wieder mit der Psychotherapie weiterfahren.

13.4.59 Ge/sch Die Pat. berichtet, es gehe jetzt wieder gut, sie sei jetzt in der Arbeit drin und habe den Rank wieder gefunden. Ich frage sie, ob sie denn auch so Mühe habe, sich in die Ferien hineinzufinden. Sie muss lachen und findet, dass das schon nicht so sei, an die Ferien habe sie sich jeweils sofort gewöhnt. Ich erkläre ihr, man müsse sich da aber nun doch überlegen, woher das komme, weshalb sie sich jeweils mit der Arbeit nicht sofort wieder abfinden könne. Wir erklären ihr, dass man doch eigentlich normalerweise, wenn man in den Ferien sei, sich nicht ganz vom Arbeitsplatz trenne, man denke doch gelegentlich wieder daran und denke vielleicht auch so am letzten oder zweitletzten Tag, wie es nun mit der Arbeit wieder sein werde und sei dann auch wieder darauf vorbereitet, wenn man anfangen. Die Pat. kann das nicht so recht begreifen, sie findet einfach, dass es bei ihr nicht so sei. Wir versuchen ihr zu erklären, weshalb es nicht so sei, offenbar hat sie eben immer noch kein Interesse an der Arbeit. Man merkt dies aus ihren Antworten. Ich erkläre ihr die ganze Geschichte wieder einmal. Man müsse eben in der Arbeit einen Sinn sehen und dieser sehe man erst, wenn man wisse, weshalb man die Arbeit mache. Sie habe dies hier bei uns sehr günstig, es sei bei uns eine Arbeit, bei der man fortzu sehen, wozu sie nützlich sei und wem sie diene. Bei andern Leuten sei das ganz anders, wie z.B. wenn man in der Fabrik arbeite, so sehe er viel weniger offensicht-

32

lich, wozu er das jetzt macht. Man müsse der Arbeit seinen Sinn geben und diesen könne man ihr erst geben, wenn man nicht für sich, sondern für jemand anderen etwas tue. Die Pat. sieht dann das schliesslich doch ein und versteht auch wieder, das wir das früher schon einmal gesprochen haben. Sie erinnert sich daran. Sie behauptet einfach, wenn sie hier in der Behandlung sei, dann könne sie nicht recht denken. Sonst könne sie schon denken. Wir erklären ihr, dass das offenbar mit irgend einer Ablehnung der Behandlung zusammenhänge. Sie meint einfach, sie sollte eben ohne die Behandlung auskommen, es ärgere sie, dass es nicht ohne gehe. Wir erklären ihr, dass das dumm sei, sie solle jetzt die Behandlung annehmen, nur so erreiche sie, dass diese auch gelegentlich zu einem Erfolg führe. Es habe sie auch gar niemand gezwungen, hierher zu kommen. Wenn sie wolle, könne sie ja nicht mehr zur Behandlung kommen, es werde dann nur so sein, dass sie erstens bei der Arbeit versage, dass sie zweitens vollständig unglücklich werde und dass sie schliesslich hier weggehen müsse, weil sie nicht mehr genüge. Die Pat. sieht das ein. Sie berichtet dann noch, dass sie in den letzten Nächten wieder geträumt habe, sie könne die Träume aber nicht genau erzählen, sie wisse nur noch, dass sie in mehreren Träumen einkaufen ging. Einen andern Traum erinnert sie noch, sie sei mit ihrem Vater und ihrem Bruder in den Wald gegangen um Pilze zu sammeln. Es habe zwei Arten von Pilzen gehabt, die einen seine giftig gewesen, die andern nicht, ihr Bruder habe immer die rechten gefunden, sie habe nie gewusst, welches die richtigen seien, sie habe die Pilze einfach nicht unterscheiden können. Sie habe sich darüber furchtbar geärgert, das habe aber gar nichts daran geändert. Sie erzählt diese Träume aber erst so ganz zuletzt, dass man weiter nichtmehr darüber sprechen kann. Sie soll sich das nächste Mal, bevor sie hierher kommt, die Träume, die sie aufgeschrieben hat, gründlich ansehen, damit sie sie dann richtig erzählen kann. Im übrigen soll sie wieder einmal Saint Exupéry lesen und dort gerade diese Fragen über den Sinn der Arbeit prüfen. Sie wird dort allerlei darüber finden.

20.4.59 Ge/Cho

Ausgelassene Seiten: Blatt 33 bis Blatt 36, Mitte Rückseite

1.6.59 Ge/Cho Die Pat. sagt vor allem einmal, dass sie nun nicht mehr am Montag frei habe sondern am Mittwoch. Es wäre ihr lieber am freien Tag kommen zu können oder dann am Nachmittag in der Freistunde. Sie möchte nicht jedesmal sagen müssen, dass sie jetzt hierherzukommen habe. Ich sage ihr, wenn sie keinen Bericht mehr erhalte, solle sie nächste Woche einfach am Mittwoch kommen. Ich würde noch mit der Pat. reden, die sonst am Mittwoch um diese Zeit hierher komme. Ich gebe der Pat. dann ihr Tagebuch und das Buch, das sie mir zum Lesen gegeben hat zurück. Ich sage ihr, dass man aus dem Tagebuch nicht sehr viel über ihre jetzigen Probleme sehen könne. Es sei wahrscheinlich ganz günstig gewesen, dass ich es einmal gelesen hätte. Es sei mir aber nichts anderes aufgefallen, als Dinge die man auch bei anderen jungen Leuten in diesem Alter sehen können in Tagebüchern. Das Stück, das sie gelesen hat von Pasternak und nicht drausgekommen ist, habe ich auch gelesen. Ich erkläre der Pat. man könne da nicht sehr viel darüber diskutieren. Es scheine sich vor allem um Stimmungsschwankungen zu handeln, die in eine Handlung gekleidet sind und darüber zu sprechen, müsste man eine Biographie des Dichters kennen, müsste auch alle seine anderen Werke vergleichend zu Rage ziehen. Man müsste viel mehr über ihn gelesen haben. Die Pat. meint dann, das sei sehr wohl möglich, dass es sich vorwiegend um Stimmungsschilderungen handle, denn daraus könne man sich doch auch erklären, dass viele Leute sich angezogen fühlen von diesem Stil und andere ihn eher ablehnen. Wir sagen ihr, dass das sehr wohl stimmen könne. Die Pat. meint dann noch zum Tagebuch, dass darin sehr wohl Probleme, die sie gegenwärtig beschäftigen zum Ausdruck kämen. Mit der Religion sei sie eben auch

Meier Annelies

37

heute noch nicht im klaren, und sie habe auch einen entsprechenden Traum gehabt. Ich sage ihr, sie solle mir diese Träume jetzt erzählen. Wir würden dann anhand von diesen weitere Überlegungen machen.

1. Traum: Die Pat. kniet an einer Kommunionbank, und sie soll kommunizieren. Sie ist aber zerstreut und passt nicht recht auf. Neben ihr ist ein Soldat, und sie redet mit ihm. Es stellt sich heraus, dass es ein Schulkollege von ihr ist. Der Pfarrer kommt dann mit dem Teller. Er spricht mit ihr, er tut aber nicht das, was man sonst beim Kommunizieren tut. Es ist mehr eine Unterhaltung zwischen den 3 Menschen.

2. Traum: Die Pat. steht in der Nacht auf einer Wiese. Es ist noch eine Person da. Sie kennt diese nicht. Sie glaubt, es sei eine Frauensperson. Sie schaut an den Himmel, der ganz komisch aussieht. Auf der einen Seite im Westen sieht sie 2 Sonnen am Himmel stehen. Die eine ist etwas kleiner, die andere etwas grösser. Die kleinere leuchtet eher heller. Sie sind ziemlich nebeneinander. Die Stimme sagt ihr dann plötzlich, sie solle sich umdrehen, sie sieht dann auf der anderen Seite Dunkelheit. Sie sieht einen grossen Sternenhimmel und viele Sternbilder. Sie meint, es sei die Waage. Sie kann es aber doch nicht recht erkennen. Es ist wie ein verschobenes Dreieck und vor allem fällt ihr auf, dass der ganze Sternenhimmel sich bewegt. Die Pat. gerät darüber in grösste Angst und erwacht daran.

3. Traum: Der Vater der Pat. spielt auf einer Bassgeige. Dann ist irgendwas. Sie kommt von auswärts nach Hause, und sie sieht dann vor dem Hause ein grosses schwarzes Gebilde, das ungefähr die ganze Fläche des Hauses einnimmt, so gross ist es. Es steht aber vor dem Hause, und es ist für die Bassgeige bestimmt, es sieht aber aus wie ein Sarg.

Die Pat. hat zu allen 3 Träumen keine bestimmte Assoziations-
Ich frage sie, ob sie sich beim letzten Traum gar nichts denken könne. Sie meint dann, sie denke, dass das Motiv der Bassgeige des Musizierens mit dem

Tanzfest am Samstag zusammenhänge und den ganzen Samstag hindurch habe man ja auch erwartet, dass eine Pat. im I sterben werde und dies sei dann während des Festes auch tatsächlich passiert. Deshalb schein ihr die Bassgeige und der Sarg so eng miteinander verknüpft. Ich frage die Pat., ob sie nie eine derartige Geschichte gelesen hätte. Ich sage ihr, ich hätte letzthin eine Kreuzgeschichte gelesen, in der ein Geigenkasten mit einem Sarg verglichen wurde und irgendwie in der Geschichte verknüpft war. Sie kennt diese Geschichte nicht. Ich wil einmal sehen, dass ich sie wieder finde. Weiter erzählt die Pat., dass ihr Vater während gewisser Zeiten in der Dorfmusik mitspielte. Er habe dann Trompete gelassen. Sie erinnert sich auch, dass in jener Zeit, wo der Vater in der Musik war, ihre kleine Schwester starb. Sie erinnert sich noch an deren Beerdigung. Sie habe aber einen ganz kleinen und weissen Sarg gehabt. Die Pat. tendiert dann immer darauf, vom 2. Traum zu sprechen, weil ihr dieser derart Angst gemacht hat. Sie wies aber eigentlich nicht weshalb. Wir finden dann zusammen, dass hier etwas, das für sie ganz sicher und fest steht, ins Wanken gekommen ist und wenn irgendetwas, was einem ganz sicher ist, plötzlich sich verändert und wankt, dass man dadurch dann Angst bekommt.

Wie wir aufhören wollen, erinnert die Pat. noch daran, dass ich ihr zur Aufgabe gestellt hätte, sie solle sich überlegen, weshalb sie in der Angelegenheit mit ihrem Freund einen derartigen Unterschied machte zwischen einer Freundschaft und einer Liebschaft. Dies müsse eine besondere Bewandnis haben. Die Pat. weiss nicht, weshalb sie das machte. Sie hat es sich überlegt. Sie scheint diese Sache überhaupt nicht recht verstanden zu haben. Sie meint nur wieder erneut, gerade deshalb weil sie so betont nur eine Freundschaft mit dem Burschen haben wollte, ärgere es sie, wenn man dann doch etwas anderes dahinter suche. Wir erklären ihr, dass man eben im allgemeinen von jungen Leuten nichts derartiges höre, dass diese keinen solchen Unterschied machen. Dass man diese beiden Arten von Beziehungen auch gar nicht so einwandfrei und klar trennen könne und dass man, wenn man dies tue damit irgendwas ausdrücken wolle. All das müsse einen Grund haben. Wir werden dies dann noch miteinander näher besprechen.

10.6.59 Ge/Cho Die Pat. sagt, es gehe ihr schlecht, sie sei äusserst gereizt, ertrage die andern nicht und rege sich über die Patienten auf. Sie glaube aber, dass man es bei der Arbeit gegenwärtig nicht so gut merke, wie früher jeweils, wenn sie in diesem Zustand war. Sobald sie die Arbeit niederlege, müsse sie dauernd heulen, sie wisse gar nicht warum. Vor allem finde sie es komisch, dass sie sich gar nicht auf die Ferien freuen könne. Mit vieler Mühe bringen wir dann heraus, dass sich die Pat. wahrscheinlich der Periode nähert, und dass sie eben in dieser Zeit immer schlecht daran ist. Sie geht in 2 Tagen in die Ferien. Sie hat bereits alles vorbereitet dafür. Sr. [redacted] geht mit ihr. Es handelt sich um eine Ferienreise in die Provence, die sie von den Jugendherbergen aus veranstalten. Man soll sich zuerst mehrere Tage in [redacted] in der Jugendherberge aufhalten und von dort aus Ausflüge machen. Nachher bringt man noch einige Tage am Meer zu. Ich schildere der Pat, wie schön es in der Provence ist. Sie lässt sich aber gar nicht in eine bessere und zugänglichere Stimmung bringen. Sie erklärt zwar, wenn sie hier weggehe, gehe es ihr immer etwas besser aber diese Besserung daure nie sehr lange an, und wenn sie dann wieder hierher komme, dann fühle sie sich gar nie wohl. Sie erzählt dann noch Träume.

1. Traum: Die Pat. liegt im Bett und hat eine Frau neben sich. Plötzlich wird diese Frau ohnmächtig. Die Pt. steht auf und will einen Arzt suchen gehen. Sie geht auf die Strasse und begegnet dort einem älteren Herrn, der ihr bekannt und sympatisch vorkommt. Sie erklärt ihm, was passiert ist, und er sagt ihr, er werde sofort kommen. Er müsse nur noch sein Köfferchen holen. Es werde wohl so sein, dass der Frau das Blut ins Gehirn gelaufen sei. Es kam dann aber ein junger Herr aus dem Hause mit einer auffallenden Haken-nase, der nun mit ihr zu der Frau fahren wollte. Sie fuhren zuerst in einem Fuhrwerk. Die Pferde waren sehr ungebärdig. Dann gingen sie auch zu Fuss durch die Stadt. Sie mussten die Frau suchen, die unterdessen in einem Auto war. Es war das Auto ihres Vaters. Sie mussten dieses Auto suchen und fanden es schliesslich. Die Pat. meint, dass sie den Traum aber nicht mehr ganz vollständig wisse, es gehöre wahrscheinlich zwischendrin noch irgendwas dazu.

2. Traum: Die Pat. befindet sich auf einem grossen Feld und es hat dort ein Haus. Sie wiess nur noch, dass die Mutter mit ihr ist, und dass sie mit ihr fliehen muss. Sie benützen jede Unebenheit des Bodens, um dem Verfolger zu entkommen. Sie gehen in dieses kleine Hus hinein, springen dort in ein Zimmer und verstecken sich hinter einem Kanapee. Es ist aber sehr unangenehm, weil man durch das Knapée gar nicht recht geschützt ist.

Die Pat. hat keine besonderen Assoziationen zu diesen Träumen. Sie erzählt wieder von ihrer Verstimmung, und wir wollen jetzt vor den Ferien nicht auf besondere Einzelheiten eingehen. Sie gesteht dann nur noch, dass sie eigentlich beschlossen hat, auf der Reise nach Genf in Fribourg auszusteigen, um dieser die Stadt zu zeigen. Sie tut dies natürlich nicht wegen Sr. [redacted] sondern damit sie in Fribourg sein kann. Sæe weiss selber, dass dies nicht gescheit ist, sie möchte es aber doch. Ich versuche, sie zu überzeugen, dass sie dies nun gerade nicht tun soll. Ich sage ihr, sie solle lieber mit Sr. [redacted] Genf ansehen. Sie würde ja doch eher wieder einmal nach Fribourg als nach Genf kommen später. Sie sieht das ein, findet das vernünftig, und ich sage ihr noch, was sie in Genf alles ansehen soll. Sie zieht dann doch einigermaßen befriedigt ab.

24.6.59 Ge/Cho Die Pat. war in der Provence in den Ferien mit einem Lager der Jugendherbergen. Sie kommt recht befriedigt von ihren Ferien zurück, findet, sie habe viel gesehen. Sie erzählt recht munter von allerlei, behauptet aber dass es ihr während der ganzen Zeit eigentlich nicht gut gegangen sei. Sie habe sich nur dadurch über die Schwierigkeiten hinweggebracht, dass sie schaute, immer in Gesellschaft zu sein. Wenn sie in Gesellschaft sei, merke sie wenig. Sobald sie allein sei, gehe es ihr schlecht. Sie hat auch das Tofranil nicht eingenommen. Sie sagt, sie wisse nicht weshalb. Sie habe es nicht vergessen. Sie habe die Tabl. immer in ihrem Etui gesehen, aber sie habe sie einfach nicht einnehmen können. 2 Tage bevor sie wieder arbeiten musste, habe sie die Tabl. wieder eingenommen. Sie habe gedacht, sonst würde es

Meyer Annelies

39

dann hier nicht gehen. Sie habe diesmal die Arbeit wieder ganz anders angefangen als vorher. Sie habe sich schon 2 Tage vorher überlegt, wie es zu Hause wieder sein werde, wie die Arbeit wieder gehen werde, und so sei der Anfang gar nicht schwierig gewesen. Es gehe ihr auch jetzt nicht gerade gut. Die Arbeit möge sie aber machen. Sie findet auch, sie sähe nun immer mehr, dass sie die Besprechungen eben notwendig habe. Andererseits meint, sie, dass es nun während meiner Ferien schon gehen werde. Sie nehme die Tabl. regelmässig ein.

22.7.59 Ge/Cho Die Pat. findet, dass es ihr nach der letzten Stunde sehr schlecht gegangen sei. Es sei dann auch kurz darauf auf der Abteilung passiert, dass sie etwas, von dem sie genau wusste, dass sie es machen sollte, nicht tat. Eine andere Schwester habe sie dann darauf aufmerksam gemacht. Das habe sie äusserst aufgeregt. Sie habe sich dann sagen müssen, es sei eben doch nichts mit ihr, sie werde wohl nie eine rechte Schwester werden. Es kommt nun auch aus, dass die Pat. keine Lust hat, mit den Angehörigen in die Ferien zu gehen, was am 8. Aug. sein sollte. Sie will dies deshalb nicht, weil sie Auseinandersetzungen mit den Eltern fürchtet. Diese fragen sie dauernd, ob sie auch regelmässig in die Kirche gehe, und die Pat. will dann nicht lügen und sagt, es sei eben nicht so, sie gehe nur sehr selten. Die Eltern meinen nun, dass dies von dem Einfluss der Anstalt komme. Sie haben den Eindruck, die Pat. sei zu wenig unter ihrer Aufsicht, und sie wollten nun veranlassen, dass sie die Stelle wechsle und in eine katholische Anstalt eintrete. Die Pat. muss allerdings selber zugeben, dass sie schuld ist daran. Sie ist zu Hause bockig, stellt sich gegen die Kirche und gegen die Eltern, dass die Eltern finden, sie habe sich ausserordentlich stark verändert in der Zeit, da sie hier sei. Es ist ganz eigenartig bei der Pat., sie hält sich immer an Kleinigkeiten auf auch

in Bezug auf die Religion und die Kirche, sie findet Kleinigkeiten, die sie aufregen, die sie nicht in Ordnung findet und darüber vergisst sie das Einheitliche und das Ganze und sieht auch die guten Seiten am ganzen nicht. So will sie nun unbedingt etwas über die Liturgie lesen, weil sie den Sinn davon nicht versteht und das alles Theater findet. Wir erklären ihr, wir fänden es gar nicht unbedingt notwendig, dass sie darüber etwas lese. Es handle sich viel mehr darum, dass sie einsehen lerne, dass andere Menschen eben etwas Rechtes tun dass das, was seit vielen Jahrhunderten aufgebaut sei, nicht sinnlos sein könne, auch wenn sie es nun nicht gerade verstehe. Es hätte sich doch sonst nicht so viele Hunderte von Jahren hindurch erhalten können. Andererseits sagen wir ihr auch, dass eben gewisse Formen für Leute, die nicht so gut denken können, und die sich nicht alles verstandesmäßig überlegen können, notwendig seien, die Kirche müsse eben jedermann etwas bieten, auch demjenigen, der wenig wisse und der nicht viel Verstand habe und viele von diesen Einrichtungen würden wohl auch damit in Zusammenhang stehen. Wir sagen ihr auch, dass ihre ganze Missachtung eben mit einer gewissen Missachtung des anderen Menschen wohl in Zusammenhang stehe, auch wenn sie bei der Pflege der Kranken keine Befriedigung finde, sei es wohl deshalb, weil sie die anderen Menschen zu wenig achte und schätze. Sie sieht das einigermaßen ein. Sie will nun versuchen, das, was von anderen Leuten kommt, ernst zu nehmen und nicht als gleichgültig oder langweilig abzutun. Wir sagen ihr, dass sie sicher damit auch in der Arbeit mehr Befriedigung finden könne. Sie bekommt dazu Augustinus zu lesen. Sie besitzt die Ausgabe der Bekenntnisse bereits aus der Fischer-Bücherei. Sie soll nun vergleichen, ob das vollständig ist, und ob sie evtl. den Artemis-Augustinus auch noch kaufen soll. Sie soll das Buch auch mit in die Ferien nehmen.

5.8.59 Ge/Cho Die Pat. kommt mit der Glanzidee, sie könne den Eltern nun berichten, sie könnte nicht Ferien machen in dieser Zeit, da schon so viele andere Schwestern in den Ferien seien. Sr. [REDACTED] im I habe nämlich so etwas gesagt. Die Pat. hat sich natürlich nun sofort angeboten, zurückzustehen.

Meyer Anneliese

40

Wir erklären ihr, dass das gar nicht in Frage komme, es sei dies das Dümme, was sie tun könnte. Wenn sie das mache, so müsse sie sich nachher nicht wundern, wenn die Eltern erklärten, sie wünschten nicht mehr, dass sie weiter bei uns bleiben. Die Eltern würden doch dann sagen, wir hätten überhaupt keine Ordnung, und sie wollten ihre Tochter nicht an einem solchen Ort lassen. Die Pat. sieht das nun ein, sie ist ziemlich betroffen darüber. Sie sieht auch die Tragweite ihres ungeschickten Verhaltens plötzlich ein und erklärt, es sei doch merkwürdig, dass sie das nicht selber gemerkt habe. Sie habe ganz fest geglaubt, sie könnte nun so den Ferien, die sie nicht wünsche entgehen. Sie freue sich einfach nicht, mit den Eltern in die Ferien zu gehen.

Es sei immer schlimmer. Wir sprechen mit ihr nun darüber, dass sie ja nicht einfach daran denken müsse, mit den Eltern in die Ferien zu gehen, sondern dass sie doch auch daran denken könne, was sie alles Schönes sehen werde. Sie muss dann zugeben, dass es wahrscheinlich ganz schön sein könnte, einmal im Engadin herumzufahren, man hat im Sinn, das Unterengadin kennenzulernen. Wahrscheinlich wird man auch in den Nationalpark gehen, und da werde sie sehr Vieles und Schönes kennenlernen. Die Pat. sieht das ein. Ich fordere sie noch auf, etwas Literatur dazu zu kaufen, keine teuren Bücher aber kleine Sachen, einzelne Dinge, die sie dann auch in der Familie verteilen könne, damit man etwas zu reden und zu lesen habe, und damit man sich mit anderen Dingen beschäftigen könne als mit den eigenen persönlichen Angelegenheiten. Die Pat. sieht das ein und findet, dass das sehr geschickt wäre, auch daran hätte sie von sich aus nicht gedacht.

Sie beklagt sich auch, dass sie eben wirklich sehr schlecht denken könne. Sie könne sich nicht konzentrieren. Nicht einmal im Kurs, wo sie doch so gern mitmache. Sie müsse manchmal ganz dumme Sachen sagen, weil sie einfach

nicht aufgepasst habe. Die Gedanken schweiften in die Vergangenheit oder in die Zukunft ab. Sie seien nur nicht da, wo sie sollten. Es sei für sie eine ungeheure Anstrengung, sich lange hintereinander zu konzentrieren. Dies sei bei der Arbeit und im Kurs so. Es strengte sehr an und mache einen deshalb auch sehr müde. Die Pat. erklärt auch, dass sie weiter keine Träume erzählen könne. Sie seien vergessen. Sie wisse schon, dass sie träume, aber sie kenne den Inhalt der Träume nicht. Wir gehen dann nicht auf weitere Einzelheiten ein. Es werden nur die Ferien eingehend besprochen, und der Pat. Anweisungen gegeben, wie sie sich den Eltern gegenüber zu verhalten hat. Sie soll diese nicht noch mehr provozieren, denn sonst muss sie sich nachher nicht wundern, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzen, um sie von hier wegzukriegen.

19.8.59

Die Pat. berichtet von den Ferien. Diese sind gegen ihr Erwarten ganz gut gegangen. Sie hatte wohl bereits am ersten Tage Schwierigkeiten mit ihrem Vater, der wieder von ihrem Weggehen bei uns anfangen wollte. Sie hat ihm dann aber klipp und klar erklärt, wenn er sie weiter mit dieser Angelegenheit bedränge, komme sie nicht mit in die Ferien, dann reise sie wieder zurück. Darauf hat er die ganze Zeit hindurch nichts mehr gesagt, auch die Mutter hat sie darin bestärkt und unterstützt. Nachher ist es ganz gut gegangen, allerdings hatte sie immer wieder gewisse Schwierigkeiten. Z. B. wollte sie gerne in den Nationalpark gehen, aber der Vater wünschte das nicht, er behauptete, man sehe ja doch keine Tiere dort. Sie fahren dann ein Stück weiter -Nationalparkgebiet- sahen aber nichts als Kühe und Schmetterlinge und das habe sie dann die ganze Woche hindurch hören müssen. Sie verstehe aber schon, dass man die Tiere wohl nicht gerade am Strassenrand sehen könne. Sie waren nur 2 Tage im Engadin. Die übrigen Ferientage waren sie im Tessin. Auch dort hat der Pat. gut gefallen. Sie konnte den Angehörigen die Wege zeigen, die

Meyer Anneliese

41

sie in den letzten Ferien mit jenem Kurs gegangen ist. Aber auch dort ist sie mit ihrem Vater zusammengestossen, in dem sie dieser nicht verstand, dass sie gelegentlich einmal etwas Schönes fotografieren wollte. Er war kaum dazu zu bringen, einmal mit dem Auto aufzuhalten, wenn ihr etwas besonders gut gefiel. Nur weil der Bruder auch mit einem Photoapparat da war, konnten sie ihn gelegentlich zu zweit dazu bewegen. Die Pat. erklärt dann auch noch, sie wisse gar nicht, was es sei, aber sie habe sich unter den Angehörigen immer fremd gefühlt. Es sei, wie wenn sie nicht dazu gehören würde, meint aber, das sei auch früher schon so gewesen.

Weiter gesteht sie dann noch, dass sie am letzten Tag, am 15. August, noch in Einsiedeln war. Es sei dann immer ein grosser Feiertag dort und die Mutter helfe den Verwandten im Hotel beim Servieren. Die Mutter habe sie nun gebeten, alle miteinander hinzukommen, man könne dann zusammen in die Kirche gehen und nachher musse die Pat. auch noch etwas mithelfen. Sie tat das sehr ungern. Sie hat bei dieser Gelegenheit aber ihren Freund wieder getroffen. Sie hat ihn in der Kirche gesehen, wurde sogar noch von der Mutter darauf aufmerksam gemacht. Sie hat sich natürlich dann sofort so hingestellt, dass er sie sehen musste. Der Freund war mit seiner Schwester dort. Er ist kurz nachher dann aus der Kirche hinausgegangen. Die Pat. hat beschlossen, sie springen den beidenauf alle Fälle nicht nach, wenn sie etwas von ihr wollten, dann mussetensie sich an sie wenden. Kaum habe sie sich das aber überlegt gehabt, sei sie auch schon herausgesprungen und habe die Schwester des Freundes gerufen. Beide seien dann still gestanden, man habe miteinander geplaudert, sie wollten noch frühstücken gehen, darauf hat die Pat. die beiden zu ihnen ins Hotel eingeladen und sie hatten dann zusammen etwa 2 1/2 Stunden Zeit zu plaudern. Die Pat. erklärt, es sei

ganz eigenartig. Sie müsse halt eben doch sagen, dass sie in den Freund ausserordentlich verliebt sei. Sie sei mit ihm sofort wieder ganz vertraut gewesen. Es war, wie wenn überhaupt keine Zeit dazwischen gelegen wäre. Sie habe gefunden, er sehe schlecht aus. Er habe gesagt, dass er in 3 Jahren schon mit dem Medizinstudium fertig sei. Sie findet, er schinde sich zu Tode, er arbeite sicher eher zu viel und wollte nur zu rasch fertig werden. Ich frage die Pat. dann, wie lange er schon studiert hat. Es stellt sich heraus, dass er ganz ordentlich studiert, ganz genau, wie das andere auch tun, und ich erkläre ihr dann, dass das die übliche Zeit sei, die man für das Studium brauche. Sie erklärt sie müsse nun natürlich wieder viel mehr an den Freund denken, so sei es eben, wenn man verliebt sei, aber sie könne sich dagegen nicht wehren. Sie müsse sich ja sagen, dass das gar keinen Sinn habe. Sie meint, sie müsse sich nun einfach gegen diese Erinnerungen wehren. Wir erklären, dass sie damit wohl nicht viel gewinne, denn das nütze ja gar nichts. Sie müsse die Sachen immer wieder durchdenken, bis sie zu einem richtigen Ende komme.

Die Pat. erwähnt dann unter anderem, dass sie eben offenbar einfach Schwierigkeiten mit Männern hat. Sie weiss nicht, woher das kommt. Sie findet aber, dass andere Mädchen sich den Männern gegenüber anders verhalten. So meint sie, wenn man sich intensiver mit ihnen abgebe, so würde es eher zu einem besseren Kontakt mit ihnen kommen. Sie erklärt, sie finde jeweils die Tanzabende bei uns in der Anstalt als etwas Grauenhaftes. Sie könne gar nicht sagen, wie wenig sie das schätze. Es handle sich dabei nicht um die Pat., sondern um die Pfleger, die gelegentlich mit einem tanzen wollten. Sie erklärt dann auch, dass sie einmal einer ins Kino eingeladen habe, dass sie mit ihm auch gegangen sei, dass es dann aber doch nicht zu weiteren Begegnungen kam. Sie findet das eigentlich komisch. Die anderen würden dann immer wieder mit solchen Leuten ausgehen können. Wir sagen ihr, dass man wohl gerade eben

Meyer, Anneliese

42

diese Probleme näher betrachten müsste.

Im übrigen betont die Pat. noch, dass sie nun dieses Mal nach den Ferien wieder gut arbeiten könnte. Sie arbeite jetzt gerne und habe Freude daran.

Ausgelassene Seiten: Blatt 42, Mitte Vorderseite bis Blatt 44, Rückseite

9.9.59 Ge/Dr. Die Pat. hat in der letzten Woche wieder Schwierigkeiten gemacht. Sie hat am Mittwoch frei gehabt und ist noch im Laufe des Tages in eine schwere Verstimmung geraten. 2 Tage später hat sie schlecht gearbeitet und die Schwestern haben ihr das vorgeworfen. Sie

wurde darauf derart verstimmt, dass sie von der Arbeit weglief und sich draussen herumtrieb. Die Schwestern bekamen natürlich Angst, suchten sie, brachten sie zur Oberschwester. Diese sprach mit ihr und es stellte sich heraus, dass sie die Medikamente nicht genommen hatte. Sie erklärt heute, dass sie die Medikamente nicht vergessen hatte. Sie wisse ganz genau, dass sie sie hätte nehmen sollen, aber sie habe es einfach nicht fertig gebracht. Sie wisse nicht, was damals los war. Sie weiss aber, dass sie früher schon derartige Verstimmungen hatte. Auf alle Fälle erinnert sie sich daran, dass sie im Pensionat in Friburg einmal eine derartige Verstimmung aufwies. Seither nimmt die Pat. nun 8 Tabletten Tofranil tgl. Sie sagt, sie sei damit müde. Es gehe sonst aber besser. Sie könne besser arbeiten und besser denken. Es sei wie wenn sie sich besser konzentrieren könne. Allerdings habe sie in der letzten Zeit überhaupt nichts mehr gelesen, es gehe einfach nicht mehr. Wenn sie von der Arbeit komme, sei sie müde, lege sich hin und schlafe dann auch ziemlich gut.

Die Pat. hatte gestern nachmittag frei und ist mit Schw. [redacted] mit Herrn [redacted] segeln gegangen. Sie hat dies gesagt, hat aber gar nicht erwartet, dass ich dazu meine Zustimmung oder Ablehnung gebe und ich habe das dann auch nicht gemacht. Ich habe bedacht, am besten lasse man die Pat. machen, wenn sie sich dann erkundigt, ob sie das tun sollte, könnte ich immer noch etwas sagen. Sie kommt dann auch auf ihre Pläne wegen des Reitens zu sprechen. Wir erfahren dabei, dass sie immer alles Geld aufbraucht. Sie verdient jetzt 280 Fr. im Monat, die immer sofort weggehen. Sie weiss überhaupt nicht, wozu sie das Geld braucht. Wenn sie es sich jetzt überlegt, findet sie selber, dass es eigenartig sei und dass es nicht richtig sei, wenn sie nicht einmal wisse, wozu sie das Geld brauche. Sie habe aber

eine Abneigung vor dem Aufschreiben, das heisst, immer wenn es ihr gut gehe, entschliesse sie sich dazu und wenn es dann wieder schlecht gehe, dann mache sie es einfach nicht mehr. Sie habe deshalb immer nur angefangene Monate und habe so von dem, was sie aufschreibe praktisch über haupt nichts. Wir sagen ihr, dass es nicht, sie müsse unbedingt aufschreiben, wozu sie ihr Geld brauche, es sei auch gar nicht in der Ordnung, dass sie nichts auf die Seite lege. Sie müsse jetzt etwas auf die Seite tun, später könnte sie es dann vielleicht etwas nicht mehr. Wir erklären ihr, dann, dass man bei diesem Verdienst bei frier Kost und Logis mindestens 50 - 100 Fr. monatlich sparen sollte. Sie sieht das ein, findet selber, dass sie dann ja noch genügend Geld zur Verfügung hätte, aber bis jetzt sei eben alles aufgebraucht worden. Sie will nun versuchen, etwas Ordnung in ihre finanziellen Angelegenheiten zu bringen. Sie hat, hat dann auch einen Traum gehabt: Sie ist irgendwo in einem Lokal, wo Theater gespielt wird. Auch sie sollte spielen. Sie muss sich ein Kleid auslesen, das sie anziehen soll. Es hängen viele Kleider da. Gered zuerst kommt ein schwarzes. Sie hält es sich hin und findet, dass es nicht zu ihr passe. Daneben hängt ein rotes. Sie nimmt das rote, findet, dass das gut gehe und beschliesst, man solle damit Theater spielen.

Die Pat. denkt zu diesem Traum an die Sache vom letzten Freitag, an ihre Aufregung, an ihr Davonlaufen und sie meint, sie habe wohl auch damit etwas Theater gespielt. Es komme ihr einfach nicht vor. Sie könne aber weiter nichts darüber sagen. Wir haben jetzt leider keine Zeit mehr, die Sache weiter zu besprechen. Man wird hier aber mit der nächsten Besprechung weiter fahren müssen.

23.9.59 Ge/Dr.

Die Pat. war nun eine Woche zu Hause und musste dort ihre kranke Mutter pflegen. Sie berichtet, dass es ihr selber gut gegangen sei. Sie hat den Eindruck, dass die Mutter jetzt, nachdem sie eine Grippe durchgemacht hat, schwer depressiv sei. Wir raten ihr sie zu Dr. Blankart in Luzern zu schicken und wir haben sie auch auf Wunsch der Schwester beriets dort angemeldet. Die Pat. meint aber, es sei nicht ganz sicher, dass ihre Mutter dahingehen werde. Sie werde sich aber sehr bemühen, dass endlich eine Anmeldung erfolge. Sowohl der Vater als auch die Mutter würden eben meinen, es komme vom Blut, dass es ihr nicht gut gehe und das habe nichts mit den Nerven zu tun. Deshalb wollen sie auch nicht verstehen, dass man zu einem Nervenarzt gehen könnte.

Hier auf der Abteilung geht es mit der Schwester offenbar ganz übel. Die Oberschwester erklärt, sie leiste nichts mehr als Cholet/Volken. Die Pat. selber findet, dass ihre Leistungen genügend seien. Sie ist offenbar sehr bemüht, strengt sich an und versteht durchaus nicht, dass etwas ungenügend sein soll. Wenn man etwas näher auf ihre Probleme eingeht, bringt sie dann allerdings schon allerlei vor in dessen Zusammenhang man sich denken kann, dass nicht alles in Ordnung ist. So erklärt die Pat. sie habe nun doch gemerkt, dass sie sich irgendwie nicht mit den Pat. abgeben könne. Sie mache die Arbeiten alle lieber, wo man nicht mit den Pat. direkt zu tun habe. Sie putze lieber einen Saal, als das sie eine Frau wasche, oder ihr auch nur das Essen eingebe. Sie haben den Eindruck, dass die toten Gegenstände nichts von ihr fordern, was sie nicht könne, wohingegen die Menschen. Sie kann aber nicht sagen, was das ist. Sie hat auch bemerkt, dass sie ausserordentlich Mühe hat, Leute zupflegen, die Schmerzen haben. Wenn Sie helfen muss Frau [] zu pflegen, die das rechte Bein gebrochen hat, dann verspürt

die Pat. immer Schmerzen in ihrem eigenen rechten Bein. Sie hätte gestern nun auch lernen sollen Injektionen zu machen. Sie kann das nicht. Sie hat grösste Mühe, es hemmt sie durch die Haut zu stechen. Sie weiss nicht recht, weshalb das ist. Sie hat Angst, dassk önnte den Leuten weh tun. Sie fühlt sich gehemmt, weil sie dabei zittert und sie denkt, wenn sie noch zittere, dann werde das Loch in der Haut viel zu gross.

Wir sagen der Pat., dass man diese Probleme alle genauer untersuchen müsse . Sie solle sich dazu etwas überlegen. Sie solle sich fragen, woher das komme, womit das zusammenhänge und nächstes Mal gerade auf dieses Problem zu sprechen zu kommen. Sie fühlt sich gegenwärtig wieder sehr müde.

30.9.59 Ge/Dr.

Die Pat. berichtet, dass es im Anfang dieser Woche schlecht gegangen sei. Jetzt gehe es eher etwas besser. Sie fühle sich aber auch jetzt noch ausserordentlich müde, hauptsächlich nach der Arbeit, z. B. auch in der Freistunde. Sie könnte die ganze Freizeit hindurch schlafen. Dabei wüsste sie so viele zu tun was sie nun deswegen nicht machen könnte. Wir versuchen der Pat. dann ganz einfach zu erklären, dass man sich doch sagen müsse, ihre Arbeit, die sie jetzt im I habe, sei eben anstrengend und zwar in psychischer, wie in körperlicher Hinsicht, Wenn man da auch nach her müde sei, sei das ohne weiteres verständlich und man könne eben nicht damit rechnen, dass man bei einer solchen Arbeit in der Freizeit allzu viele Kräfte frei habe, um allerlei Neues anzufangen. Die Pat. meint, sie möchte ja nur einige Handarbeiten machen. Sie habe ja gar keine anderen Absichten. Wir sagen ihr, sie solle einmal versuchen in der Freistunde sich etwas hinzulegen und zu schlafen und nicht sich

zu ärgern, dass sie zu müde sei um etwas zu tun , und vielleicht sei sie dann abends frischer und könne etwas unternehmen. Sie will das versuchen. Im übrigen hat sie sich nun weiter überlegt, was sie alles nicht berühren kann und was überhaupt mit dem Berühren zusammen hängt. Auf alle Fälle scheinen ihre Schwierigkeiten bei der Pflege schon damit zusammen zu hängen. Sie sagt , sie könne die blosse Haut eines Pat. nicht berühren. Sie müsse immer das Hemd dazwischen schieben. Sie wisse aber nicht, weshalb das so sei. Sie erklärt, sie berühre sonst gerne die verschiedensten Dinge z. B. Gegenstände betaste sie gerne, sie habe besonders gerne kalten Stein. Sie habe schon früher gerne Steine mit sich herumgetragen, aber nur bis sie durch ihre Hand erwärmt wurden, dann habe sie sie wieder fort geworfen und neue gesammelt. Als sie in Italien in den Ferien war, habe sie in den Kirchen immer sehr gerne den Marmor berührt. Sie kann nicht recht sagen, was sie dabei erlebt. Hingegen erlebt sie bei dem Berühren von Pferden etwas ganz Besonderes. Sie sagt , sie gehe sehr oft hier in die Gutsverwaltung, berühre dort die Stute , die dort sei und sie habe dann das Gefühl , dass die ganze Schwere in jenem Moment von ihr genommen werde. Sie fühle sich viel wohler, viel gehobener, viel zufriedener und geborgener. Hunde kann sie nicht so gut berühren. Sie hat immer ein wenig Angst vor ihnen, besonders unangenehme empfindet sie Fische. Solche kann sie gar nicht berühren. Sie sieht sie auch nicht gerne. Dann Krokodile, Frösche etc. kann sie nicht anlangen und eine furchtbare Angst hat sie vor den Schlangen und ein eigentliches Ekelgefühl. Auch wenn es sich nur um eine Blindschleiche handelt, empfindet sie dieses Ekelgefühl. Sie könne ein solches Tier nie berühren. Sie weiss aber nicht warum. Sie meint, es hänge vielleicht mit dem biblischen Sinn der Schlange zusammen, sie könne es aber nicht genau sagen.

Wir kommen dann noch irgendwie auf das Pilzesammeln zu sprechen. Die Pat. tut dies gern. sie hat es mit ihrer Familie oft getan auch jetzt seien sie wieder daran, das zu tun zu Hause. Wir fragen sie nun nach Erlebnissen, die sie beim Pilzesammeln hatte. Im Wald erlebe man doch immer allerlei. Sie kann

sich aber an gar nichtserinnern. Es kommt ihr aber dann in den Sinn, dass sie früher in der Nähe eines Waldrandes wohnten und dass sie dort jeweils mit Knaben spielte. Eine dieser Knaben haben sie noch ziemlich gern gesehen und gern gehabt und es kam dann beim Spiel einmal so, dass sie mit ihm allein war. Darauf habe er an seinen Hosen etwas herum gemacht und habe sie aufgefordert hinzusehen und habe sie gefragt, ob sie mitmachen wolle. Sie habe ihn darauf abgewiesen und sei ihn weg gesprungen. Sie habe sich nachher sehr erhaben gefühlt, dass sie dieser Versuchung widerstanden habe und nicht mitmache. Sie habe den Knaben noch gesagt, sie wisse schon wie das aussehe und wie das sei. Sie sagt aber heute, sie könne nicht sagen, woher sie das wusste, vielleicht von ihrem Bruder. Wir kommen darauf zu sprechen, dass sie ja Berührungen mit ihrer Freundin im Institut hatte, sie soll sich einmal überlegen, was es damit für eine Bewandnis habe und ob diese Erlebnisse mit der Abneigung, die sie jetzt empfinde, zusammenhängen. Sie will dies so machen. Die Pat. erwähnt dann auch noch, dass sie schon einmal von Schlangen träumte, dass die Schlangen sich ihr um die Beine wickelten und dass sie in einem ganzen Knäuel von Schlangen gestanden habe. Was weiter geschah, könne sie nicht mehr erinnern.

Im übrigen erzählt die Pat. noch, dass sie gegenwärtig viel vom Krieg geträumt habe. Sie habe immer fliehen müssen. Es sei geschossen worden. Es seien Verwundete da gewesen, aber sie könne die einzelnen Träume nicht genauer erinnern.

Wir kommen dann auch noch auf ihr Verhältnis zu ihrem Freund zu sprechen. Ich sage ihr, dass diese sexuellen Dinge und diese Abneigung, Menschen zu berühren irgendwie zusammenhängen. Dass diese Abneigung mit dem Freund irgendetwas anderes zu haben als ein Gespräch damit etwas zu tun habe und man müsse nun suchen, wie das zusammenhänge und woher das komme. Die Pat. sieht das ein.

7.10.59 Ge/Cho Es geht der Pat. schlecht, sie sagt, sie könne nicht gut denken, sie sei immer furchtbar müde, aufgereggt, kurz, sie fühle sich nirgends wohl. Sie weiss nicht, woher das kommt, heute ist sie derart aufgereggt, weil sie gestern abend im Kino war. Sie hat den Film "Le Tri. . . ." gesehen und hat gefunden, dass sich hier Probleme gestellt haben, die sie selber beschäftigen. Sie hat auch in dem Hauptdarsteller das Bild ihres Freundes gesehen. Sie findet aber, dass ihr das gut tat, denn sie hat daraufhin gefunden, dass wohl ihre Probleme allgemeine Probleme seien, die eben auch andere beschäftigen und nicht nur sie. Sie versucht dann, diese Probleme in Worte zu fassen. Es gehe um das Problem der Freiheit in dem Film. Bei ihr und ihrem Freund sei es immer um das Problem der Wahrheit gegangen. Das ganze sei aber sehr ähnlich, man finde viele Parallelen darin, und sie sehe nun auch, wie es herauskomme, wenn man diese Fragen richtig diskutiere und ad absurdum führe. Es ist aber ganz eigenartig, wie sie den Zusammenhang des Filmes nicht findet. Sie kann ihn nicht richtig erzählen. Sie kann nur Einzelheiten wiedergeben, und man bekommt eigentlich keinen richtigen Eindruck. Sie erklärt, dass sie eben zuerst die ganze Angelegenheit wieder überlegen müsse. Sie müsse darüber nachdenken und erst mit der Zeit würden sich jeweils die Probleme herauschälen. Auf alle Fälle sehe sie nun ihren Freund etwas anders. Sie müsse weniger daran denken, sie glaube, dass der Film ihr gut getan habe. Sie will aber noch die Probleme besser herausarbeiten und sie dann noch einmal besprechen. Sie erzählt dann auch noch einen Traum:

Sie ist mit ihrem Bruder in Einsiedeln. Die Tante sagt zu ihnen, sie könne zaubern. Sie sollte nun auf die Strasse gehen und die 50 Rappenstücke zusammenlesen. Sie geht mit ihrem Bruder auf die Strasse. Dieser sieht von Schritt zu Schritt immer wieder ein Geldstück und liest es auf. Die Pat. sieht immer nur kleine Silberpapierchen, liest diese zusammen, weil sie meint, es handle sich um Geld. Es ist dann aber keines.

Die Pat. berichtet dann auch noch, dass sie mit der Mutter telefonierte. Diese sei nun beim Arzt gewesen. Er habe ihr tatsächlich Tofranil gegeben, und es gehe ihr bereits wieder viel besser. Man merke es schon, wenn man mit ihr am Telefon spreche. Die Pat. findet, dass ihr das Tofranil nicht recht nütze. Sie findet, es komme nicht darauf an, wie viel Tabl. sie nehme. Wir erklären ihr deshalb, sie solle einmal langsam mit dem Medikament zurückgehen. Wir würden dann versuchen, ihr etwas anderes zu geben. Ich denke daran, das Tofranil einmal abzubauen und es dann mit einem Antiepilepticum zu versuchen. Die Pat. beschreibt nun doch, dass ihre Störungen eigentlich von jeher bestanden, dass sie schon als Kind immer als faul und nicht arbeitsfähig angesehen wurde. Sie klagt auch über Denkstörungen, möglicherweise handelt es sich eben doch um eine Epilepsie. Sie hat sich dann auch noch das Problem wegen der Injektionen überlegt. Sie sagt, sie habe jetzt noch mehr Mühe beim Spritze bringen das Problem allerdings erst zuletzt, so dass wir es auf nächstes Mal verschieben müssen.

14.10.59 Ge/Cho Die Pat. hat nun langsam das Tofranil abgesetzt. Schon 2 Tage später ist es ihr nicht mehr so gut gegangen, und nun hat sich der Zustand rapid verschlechtert. Seit gestern hat sie keine Tabl. mehr genommen. Sie ist aufgeregt, sie kann überhaupt nichts mehr arbeiten, ist müde, schläft in der Nacht nicht, sie kann nicht mehr denken, Kurz, sie ist vollständig durcheinander. Ich muss ihr heute in der Stunde zuerst einmal 2 Tabl. Tofranil geben. Sie heult und lacht durcheinander. Ich frage sie nach einem Traum, sie erzählt einen solchen: Traum: Sie sei irgendwo gewesen und habe das Essen bringen müssen, irgendwo in einem alten Haus. Sie könne aber gar nichts Näheres bezeichnen. Sie wisse nur noch, dass sie ganz fürchterliche Unterleibsschmerzen hatte, weil sie Wasserlassen sollte und nicht konnte. Sie habe überall Aborte

gesehen, konnte aber nicht hingehen.

Die Pat. kann sich an keine solchen Schmerzen erinnern. Nur einmal habe sie so etwas Ähnliches gehabt, als sie als Kind eine Nierenentzündung hatte. Sie habe deswegen nicht auf die Schulreise gehen können. Etwas anderes komme ihr dazu nicht in den Sinn. Sie sagt aber ausdrücklich, dass sie eben überhaupt nicht denken könne. Die Pat. hat nun heute im Sinn, den Hund von Sr. [redacted] zu holen und mit diesem spazieren zu gehen. Sie soll das tun, es beruhigt sie vielleicht etwas. Dann soll sie das Tofranil wieder regelmäßig einnehmen und dazu etwas Largactil. Sie soll von den 8 Tabl. Tofranil, die sie nimmt, 3 langsam durch Largactil ersetzen.

28.10.59 Ge/Cho Die Pat. hat'e von mir verordnet, 5 Tabl. Tofranil und 3 Tabl. Largactil. Sie erklärt aber, sie sei vom Largactil derart müde und niedergeschlagen worden und andererseits innerlich aufgeregt, dass sie es nicht in dieser Dosierung nehmen konnte. Jetzt nehme sie 7 Tabl. Tofranil und 1 Largactil auf die Nacht, damit könne sie sehr gut schlafen. Sie sei auch wieder einmal am Morgen zu spät zur Arbeit erschienen und zwar dummerweise gerade, als die Oberschwester mit Sr. [redacted] Visite machte. Sie habe sich sehr geschämt. Sr. [redacted] habe dann noch gesagt dazu, dass sie immer sehr knapp zur Arbeit komme, was sie gar nicht gerne hörte, und sie habe sich nun vorgenommen pünktlicher zu sein. Jetzt sei sie von da an immer pünktlich 10 Min. nach sechs an der Arbeit gewesen. Seit sie die Periode gehabt habe, gehe es ihr bedeutend besser, aber sie wisse selber, dass es noch nicht in Ordnung sei. Bei der Arbeit habe sie Schwierigkeiten, sie könne sich nicht recht am Krankenbett zu schaffen machen. Sie habe Mühe, mit den anderen zusammen zu arbeiten. Am liebsten mache sie Arbeiten, die sie allein tun könne. Sie wisse nicht, ob das

deswegen sei, dass sie von den anderen nicht kontrolliert werde, und dass sie langsamer arbeiten könne als die anderen, ohne dass man es merke.

Ausgelassene Seiten: Blatt 49, Mitte Vorderseite bis Blatt 52, Rückseite

18.11.59 Ge/Cho Die Pat. erzählt, dass es ihr jetzt wieder ganz schlecht gehe, sie wisse aber selber nicht warum. Es habe schon zu Hause angefangen. Sie könne nicht sagen, weshalb. Sie habe dort keine Schwierigkeiten gehabt. Allerdings sei sie nicht mit allem zufrieden, was dort geschehe. Der Mutter gehe es zwar gut. Sie sei immer noch in ärztlicher Behandlung in Luzern und nehme täglich 6 Tabl. Tofranil. Sie habe aber entdeckt, dass ihre Schwester [redacted] das Hydantal nicht mehr nehme, dass man wieder zu irgendeinem Kurpfuscher gegangen sei, dass sie von diesem ein Tränklein bekam und jetzt behaupte es sei besser mit dem Bettnässen. Sie habe sich darüber sehr geärgert. Zudem habe sie auch festgestellt, dass der jetzt 6jährige Bruder auch noch ins Bett nässe. W

Wir erklären der Pat., sie brauche sich nicht aufzuregen wegen der Schwester, wenn bei dieser das Bettnässen aufhöre, so sei das jetzt dann in diesem Alter zu erwarten. Auch wenn sie das Hydantal nicht mehr nehme, so würde dieses eben wahrscheinlich doch noch eine zeitlang fort. Man werde dann sehen. Wenn es tatsächlich beseitigt sei, dann solle sie sich doch darüber freuen, dass es der Gr. jetzt gut gehe, dann sei es ja egal, wovon das gekommen sei. Auf alle Fälle, was die Eltern glauben, woher die Besserung kam. Wenn das Bettnässen später wieder eintreten sollte, dann solle sie dann einwirken und sagen, das Mädchen müsse eben wieder Hydantal nehmen. Wegen dem kleinen Bruder solle sie vorläufig einmal nichts machen. Die Eltern müssten

sich eben selber damit abfinden und damit beschäftigen. Es sei ja schließlich nicht unbedingt ihre Sache. Sie müsse nun in erster Linie einmal zu ihrer eigenen Gesundheit sehen.

Die Pat. sieht das einigermaßen ein. Sie erklärt auch, sie rege sich darüber auf, dass es ihr selber schlecht gehe. Sie könne wieder nicht einmal mehr stricken, lesen schon gar nicht und vor allem nicht lernen, was sie ja jetzt unbedingt tun sollte auf das Vorexamen hin. Sie habe nun wieder etwas gemerkt im Psychologiekurs, nämlich dass es schon so sei, dass sie an Angst leide. Sie kann sich das aber gar nicht genauer definieren. Sie erzählt nur das, was sie im Kurs gehört hat, dass die Beziehungslosigkeit Angst mache, und es ist nicht ganz sicher, ob die Pat. nicht nun dieses Angst als hysterisches Symptom übernommen hat, wie sie eben auch sonst ja ausserordentlich stark hysterisiert. Wir sprechen ein wenig über dieses Verlieren der Beziehungen. Es geht aber gar nicht gut. Die Pat. verliert immer den Faden. Sie hat gar keine Einfälle, es kommt ihr nichts in den Sinn.

Ausgelassene Seiten: Blatt 53, Mitte Vorderseite bis Blatt 57, Mitte Rückseite

16.12.59 Ge/Dr

Die Pat. weiss nicht recht, was sie soll. Sie meint, es sei immer ungefähr gleich gegangen. Man hat aber den Eindruck, es gehe ihr gar nicht gut. Sie hat seit gestern die Periode. Sie erklärt, sie sei gestern in einer Art manischem Zustand gewesen, habe sehr gut arbeiten können, es sei ihr gar nichts schwer gefallen, aber sie sei dann doch nicht recht fertig geworden. Sie wisse gar nicht, woher das komme. Die andern hätten zwar gesagt, sie seien selber nicht gut daran gewesen und es sei wohl ihre Schuld, dass man nicht ganz fertig wurde. Die Pat. traut dem aber nicht so recht und vermutet wohl, dass es auch an ihr gelegen habe. Sie hat sich nun gezwungen, einmal bei der Arbeit zu bleiben, nicht davonwegzulaufen, wie ich ihr riet. Sie sagt, sie könne schon einfach zu Hause bleiben, wenn sie aufgeregt sei, sie könne auch weiter arbeiten. Aber sie bekomme dann eine innere Unruhe, sie zerplatze fast. Sie hat nun zu Hause mitgeteilt, dass sie mit dem Bruder nicht Skifahren kann, weil sie im Januar keine Ferien habe. Sie kann auch über Weihnachten und Neujahr nicht nach Hause gehen, weil sie Dienst hat. Sie geht dafür nächsten Sonntag und Montag heim.

Sie merkt selber, dass das für sie viel besser ist. Jetzt, wo es auf Weihnachten zugeht, kommt natürlich das religiöse Problem wieder zur Sprache. Sie sollte in die Kirche gehen und kann nicht. Sie behauptet, dass dies hauptsächlich so sei, seitdem sie bei uns arbeite. Nicht wir sind daran schuld, sondern offenbar ihre Beziehungen zu dem Freund, den sie hatte. Wir untersuchen die ganze Angelegenheit ein wenig. Es ist so, dass sie Pat. meint, sie müsse die Kirche und das System der Kirche nicht anerkennen, dass es sei etwas, das alle anderen Leute tun. Sie findet, sie müsse auf einem anderen Weg zu Gott gelangen. Sie sieht natürlich selber ein, dass das etwas werwegen ist. Dass es vielleicht unmöglich ist, aber sie meint, sie könne nicht anders. Sie hat ihre kirchliche Einstellung noch im Institut gehabt und sie hat diese offenbar hauptsächlich im Zusammenhang mit der Freundschaft mit [redacted] verloren. Dieser habe plötzlich die gleichen Fragen und Probleme geäußert wie sie. Sie habe sich dann gesagt, dann müsse daran wohl etwas sein und deshalb habe sie angefangen, über diese Dinge nachzudenken. Sie erzählt dann noch ein Gleichnis, dass einmal ein Pfarrer ihnen im Institut sagte, es sei ebenso, dass die Glückseligkeit sei, wie ein Gefäß, das voll sei. Es komme dabei nicht darauf an, ob dieses Gefäß ein kleiner Fingerhut oder ein Trinkglas sei. Wir erklären der Pat. nun gerade an diesem Beispiel, dass man eben auch sagen müsse, es komme nicht darauf an, ob man in den kirchlichen Angelegenheiten sowie ein Kind denke, oder ob man wie ein Erwachsener Gott anerkennen könne. Man könnte das Kind mit seinen Vorstellungen wie mit dem Fingerhut, der voll ist vergleichen, während man den Erwachsenen mit dem vollen Glas vergleichen müsse. Wichtig sei, dass beide Gegenstände voll seien. Ein Fingerhut voll sei eben dann mehr wert, als ein Glas, das nur halb voll sei. Sie müsse sich die ganze Sache einmal in dieser Art überlegen. Wir würden dann wieder davon sprechen. Die Pat. ist damit einverstanden.

Meyer Anneliese

58

23.12.59 Ge/Cho Die Pat. berichtet, dass die Stimmung eher besser sei. Sie habe aber ausserordentlich grosse Mühe, zu arbeiten. Sie finde alles so schwierig und so kompliziert. Es ist heute furchtbar mühsam, mit der Pat. irgendein vernünftiges Gespräch zu führen, weil sie selber nur von Einzelheiten berichtet, von einem auf's andere springt, und weil wir dann zudem noch dauernd von Telefons gestört werden. Es liegt aber an der Pat., dass sie dauernd immer wieder ein anderes Problem aufwirft. Es zeigt sich auch jetzt wieder, wie schlecht es ihr tut, wenn sie nach Hause geht. Sie war jetzt wieder 2 Tage daheim und kommt in eher üblerem Zustand wieder zurück als vorher. Sie behauptet allerdings, dass es gestern mit der Arbeit noch ordentlich gegangen sei. Sie versteht aber nicht, dass die anderen immer finden, sie leiste weniger. Sie selber habe nämlich den Eindruck, sie leiste viel. Es scheint so zu sein, dass sie sich eben sehr anstrengen muss, um das zu leisten, was sie tut und dann das Gefühl hat, es sei sehr viel geleistet worden. Die Pat. stürmt dann immer davor, dass sie mir etwas hätte sagen sollen, was sie jetzt wieder vergass. Sie meint, dass es schon sehr wichtig sei. Wir machen ab, dass sie auf alle Fälle nächsten Mittwoch in die Sprechstunde kommt. Dann will sie auch versuchen, einmal 2 Tabl. Tofranil weniger zu nehmen, weil sie vermutet, dass sie dann evtl. weniger müde sei und bei der Arbeit weniger Mühe habe. Sie will mir morgen nochmals darüber berichten am Telefon.

30.12.59 Ge/Cho Die Pat. hatte heute Morgen Vorexamen. Sie hat nicht gerade viel geleistet, es ist aber soweit ordentlich gegangen. Die Oberschwester war aber auch sehr rücksichtsvoll mit ihr.

Des Weiteren hat sich die Pat. in der vergangenen Woche wieder allerlei geleistet. So hatte sie an Weihnachten, wollte aber am Heiligen Abend unbedingt in ein Konzert, das um 5 Uhr in Konstanz anging. Die Oberschwester hat

ihr erklärt, es gehe nicht, sie könne sie nicht freimachen, sie habe Dienst. Darauf hat die Pat. etwa um 10 vor 5 Uhr, erklärt, sie sei krank, sie wolle ins Bett gehen. Die Oberschwester hat ihr gesagt, sie habe zu arbeiten. Wenn sie jetzt nicht in das Konzert gehen könne, so müsse sie arbeiten, und sie sei ja nur deswegen krank, weil man ihr nicht gestattet habe, ins Konzert zu gehen, ob sie nicht auch meine, das sei so. Die Pat. hat darauf "Chabbis" gesagt, was die Oberschwester äusserst empörte, und sie hat dies der Pat. offenbar auch ziemlich deutlich gesagt und ihr erklärt, sie habe sich zu entschuldigen. Die Pat. hat das dann nicht getan, ist am anderen Morgen zu spät erschienen, erklärte dann wieder, sie sei krank. Sie wurde gemessen, hatte kein Fieber. Man liess sie weiter arbeiten. Es ist dann gegangen, schliesslich wurde sie wieder manierlicher, und die Oberschwester hat gefunden, es sei wieder etwas besser mit ihr.

Heute ist sie aber vollkommen durcheinander. Sie behauptet, sie könne nicht sagen, was ihr fehle. Es sei ihr ganz unmöglich. Sie wisse selber nicht, wie es ihr gehe. Es sei ein komischer Zustand. Es sei ihr alles ganz egal und gleich. Sie habe auch seit 3 Tagen keine Tabl. mehr genommen. Sie könne nicht sagen, ob das irgendeine Aenderung ihres Zustandes gebracht habe oder nicht. Die Pat. behauptet auch, von den Ereignissen der Woche, von ihrem üblen Benehmen der Oberschwester gegenüber gar nichts zu wissen. Sie sehe gar nicht ein, dass sie sich schlecht aufgeführt habe, es könne sein, dass sie das gesagt habe, was ich ihr jetzt vorwerfe, aber sie erinnere sich nicht daran. Wir fragen uns dann, woher dieses Benehmen kommen könnte. Die Pat. sagt, sie wisse nichts. Sie sagt dann nur noch, dass sie der Oberschwester und mir gegenüber irgendein unangenehmes Gefühl hätte, wie wenn sie sich vor uns verstecken müsse. Wir fragen uns dann, woher das kommen könnte. Dies könnte einerseits daher kommen, dass man ein schlechtes Gewissen habe, dass man etwas Böses über einen denke. Wir finden dann aber doch auch heraus, dass es kommen könne, wenn man seine positiven Gefühle einem anderen gegenüber nicht zeigen könne, und die Pat. gibt dann zu, dass sie

eben sowohl in die Oberschwester wie in mich verliebt sei. Ich frage sie dann, wie es mit ihrer Ausbildung über Psychotherapie stehe. Ob sie sich noch erinnern könne, was über die Uebertragung gesprochen wurde. Sie erklärt, sie wisse das noch sehr genau, und sie sähe jetzt schon ein, dass sich hier Uebertragungsphänomene abgespielt hätten. Wir erklären ihr auch, dass sie eben, nachdem wir ihr gezeigt hätten, dass ihr Verhältnis zu den Patienten anders sein müsse, dass dann eben die Uebertragung auf uns und offenbar auch auf die Oberschwester gekommen sei und zwar die Uebertragung, die sie auf ihre Freundin [redacted] hatte. Die Pat. erklärt, dass sie das einsähe, und sie glaube auch, dass es tatsächlich so sei. Man merkt auch, dass es der Pat., sobald diese Dinge geklärt sind, sofort besser geht. Sie kann wieder besser denken und macht wieder einen viel geordneteren Eindruck. Sie sieht jetzt auch, wie schlecht sie es der Oberschwester gegenüber gemacht hat. Sie merkt, wie frech sie war, und sie ist selbstverständlich sofort bereit, sich entschuldigen zu gehen. Ich sage ihr, ich würde der Oberschwester dann schon erklären, wie das zustande gekommen sei. Sie müsse nichts erklären, sie könne sich einfach entschuldigen. Darüber ist sie sehr froh!

Nachdem sie nun alle diese Dinge gesehen hat, ist sie nun auch imstande, zu gestehen, dass sie verliebt sei und zwar in den Pfleger [redacted]. Sie meint, das sei etwas ganz anderes, als sie bei [redacted] empfunden habe. Sie glaube, dass sie jetzt richtig und zum ersten Mal verliebt sein könne. Wir sagen ihr, dies sei sehr wohl möglich. Sie müsse sich aber auch die Konsequenzen davon überlegen. Sie müsse sich sagen, dass sie jetzt zuerst einmal ihre Arbeit recht machen müsse, recht schaffen müsse, dass man mit ihr bei der Arbeit zufrieden sein könne. Man könne sich jetzt nicht in ein derartiges Liebesabenteuer stürzen. Sie wisse ja auch aus dem Leseabend, dass Verliebtheit und Liebe nicht das gleiche seien, und sie solle sich dessen klar sein. Die Pat. sagt, dass sie das schon einsehe, und dass sie sicher keine Dummheiten machen werde. Sie verspricht

das jetzt allerdings. Es ist natürlich gar nicht sicher, ob sie das auch halten kann. Sie behauptet zwar, der Pfleger wisse nicht, dass sie in ihn verliebt sei.

2.1.60 Ge/Cho Die Pat. hat am Silvesterball sehr häufig mit Pfleger [redacted] getanzt, und wir haben beschlossen, ihr zu verbieten, heute an den Personalabend zu gehen. Ich lasse sie deshalb kommen. Ich erkläre ihr, dass es nicht gehe, dass man eine Bekanntschaft habe neben der Psychotherapie. Da die Psychotherapie für ihre Arbeit hier aber unbedingt notwendig sei, und sie nicht bleiben könne ohne Behandlung, und da es auch draussen ohne die Behandlung nicht gehen würde, müsse sie eben auf die Bekanntschaft auf jeden Fall verzichten. Die Pat. erklärt, dass sie das sehr gut einsehe. Sie habe mit [redacted] bereits gesprochen. Er sei ja reformiert, und er habe selber eine Freundin, und es sei überhaupt etwas, das gar keine Zukunft habe. Sie muss aber zugeben, dass sie sich auf den heutigen Abend freute und hoffte, wieder mit ihm zusammen tanzen zu können. Sie sähe nicht ein, weshalb sie nicht gehen sollte, nachher sei es ja sowieso Schluss. Wir stellen sie dann vor die Wahl, ob sie gehen wolle und nie mit dem Pfleger tanzen oder überhaupt nicht gehen wolle. Sie zieht dann doch das letztere vor.

6.1.60 Ge/Cho Die Pat. stürmt wieder sehr. Es ist gar nichts Rechtes von ihr zu erfahren. Sie erzählt, dass sie am Samstag Dienst bis 12 Uhr machen musste. Das sei gut gewesen, als sie nämlich dann zurückkam, habe sie erst nicht schlafen können, weil die Musik so laut war. Sie sei in der letzten Zeit überhaupt viel spät ins Bett. Am Montag sei sie, weil Theater war, nochmals ausgegangen. Sie sei mit anderen im Kino in Konstanz gewesen und habe den Buddenbrock-Film gesehen. ~~Es~~ Er habe sie sehr beeindruckt, es sei da eine Gestalt, die alles mit der Vernunft mache und das habe sie zum Nachdenken angeregt. Bei ihr sei es ja eben gerade nicht so. Am Sonntag abend ist sie auch spät ins Bett gegangen, weil sie noch spazierte und zeichnete und malte mit anderen zusammen. Sie hat mir dann eine Zeichnung gebracht, die sie selber gemalt hat, etwas ganz Eigen-

Meyer Anneliese

60

artiges. Sie wollte etwas Modernes malen. Sie findet es sehr gut. Ich finde ehr, dass es ein wenig ein Durcheinander ist. Sie ist jetzt immer nach 11 Uhr ins Bett gegangen, hat dann erst noch einige Zeit nicht einschlafen können und ist tagsüber sehr müde. Wir versuchen, ihr zu erklären, dass das so nicht gehe. Sie müsse früher ins Bett, sonst sei es klar, dass auch das Tofranil diese Müdigkeit nicht wegnehme, denn dann sei es einfach wegen des Schlafmangels.

Sie kommt nun selber auf die Arbeit zu sprechen. Sie sieht, dass sie nicht so arbeitet wie die anderen. Sie sagt, sie wisse nicht weshalb. Sie muss aber zugeben, dass sie mit den Gedanken nicht bei der Sache ist. Sie muss immer daran denken, was man nach der Arbeit noch tun könnte. Sie hatte sogar im Sinne, Gesangsstunden zu nehmen. Wir erklären ihr, sie sollte sich nun möglichst auf das beschränken, was ihre Pflicht sei. Sie solle jetzt einmal schauen, dass es bei der Arbeit gut gehe. Wenn sie dann dort dabei sein könne und mit allem dabei sei, dann könne sie weitere Vergnügen unternehmen und sich in weitere Beschäftigungen einlassen. Die Pat. sagt, sie sehe das eigentlich schon ein. Sie möchte dann wissen, weshalb sie nicht bei der Arbeit sein könne. Wir erklären ihr, dass sie das selber herausfinden müsse. Wir finden, dass wohl auf jeden Fall der Umstand eine Rolle spielt, dass sie sich immer mit ihren Liebesabenteuern abgibt, dass sie sich nun wieder verliebt hat. Es stellt sich nun heraus, dass da offenbar zu ihrem [redacted] gar kein so grosser Unterschied ist, wie sie das meinte, dass sie nun eben wieder verliebt ist, dass sie vorher auch verliebt war und dass das wieder zu Schwierigkeiten führen muss, weil sie etwas tut, was nicht erlaubt ist. Es war damals von den Eltern nicht erlaubt, zu diesem [redacted] Beziehungen aufrecht zu erhalten. Es wird ihr jetzt von uns nicht erlaubt, während der Lehre eine Bekanntschaft anzufangen. Sie sieht nun ein, dass sie verstandesmässig handeln

muss und nun eben da nichts unternehmen darf. Wir erklären ihr nochmals, dass es gar keine andere Lösung gebe, dass es jetzt endlich mit ihren Arbeiten besser werden müsse, sonst könne man sie nicht brauchen hier. Sie sagt, sie sähe das ein, sie wolle sich bemühen, und ich versuche ihr dann noch einmal zu erklären, wie sie es tun muss.

Ausgelassene Seiten: Blatt 60, Mitte Rückseite bis Blatt 62, Mitte Vorderseite

Meyer Anneliese

62

27.1.60 g Ge/Cho Die Pat. klagt, dass es ihr in den letzten Tagen wieder weniger gut gegnagne sei. Sie habe keine Ahnung, weshalb, aber die Stimmung sei wieder schlecht. Wir reden hin und her. Schliesslich erfahren wir von ihr, dass sie seit dem Freitag, dh. seit dem Tag, an dem es weider schlechter gegangen ist, nicht mehr für sich allein arbeiten kann sondern mit anderen zusammen. Sr. [REDACTED] ist aus den Ferien zurück und arbeitet wieder für sich allein im kleinen Saal. Wir suchen nun, herauszufinden, weshalb die Pat. nicht mit den anderen zusammenarbeiten kann. Sie weiss, dass sie schon zu Hause immer Schwierigkeiten hatte. Man hat ihr immer gesagt, sie sei faul und bequem und wolle nichts tun. Dies scheint aber nicht der wesentliche Grund zu sein, weshalb sie nicht an die Arbeit herankommt. Es stellt sich heraus, dass die Pat. ausserordentlich Mühe hat, mit Schwestern zusammenzuarbeiten, die man rühmt, von denen sie sagt, dass sie gut arbeiten. Sie nennt hauptsächlich 2 Schwestern, mit denen sie

nicht zu Schlage kommt. Dabei erwähnt sie, dass es komisch sei, privat komme sie mit der einen von den beiden Schwestern ausgesprochen gut aus, nur sobald man an der Arbeit sei, ertrage sie diese nicht mehr. Sie wisse nicht weshalb das so sei.

Wieter finden wir, dass die Pat. eben deswegen nicht bei ihrer Arbeit ist, weil sie bei der Arbeit dauernd an anderes denken muss. Wir haben das schon bei der letzten Besprechung angetönt, und die Pat. kommt nun selber darauf reden. Sie gibt zu, dass das so ist, sie hat das aber schon als Kind so gemacht. Schon in der Schule passte sie nicht immer auf und hatte nicht so gute Noten, wie sie ihrer Intelligenz entsprechend eigentlich hätte haben können. Allerdings habe es keine Schwierigkeiten gegeben in der Schule. Sie sei immer ohne weiteres nachgekommen. Sie hat deshalb auch immer sehr viel gelesen. Sie hat sich dann in eine der Gestalten hineingedacht, von denen sie las, meistens in die Hauptperson und hat sich dazu noch allerlei zusammenfantasiert. Wir sprechen dann auch noch von den Begriffen Fantasiehaben für die praktischen Dinge und Fantasieren. Wir suchen da den Unterschied. Des weiteren erzählt die Pat. auch, dass sie einmal im Sinne hatte, einen Roman zu schreiben. Sie studiert dann immer solchen Dingen nach und kommt deshalb nicht recht zur Arbeit. Vor Weihnachten habe sie einmal ein Gedicht machen wollen. Sie hat in der letzten Zeit nur 6 Tabl. Tofranil genommen. Ich erkläre ihr, sie solle vorübergehend bis es besser sei, wieder 8 Tabl. nehmen und regelmässig 1 Tabl. Largactil auf die Nacht. Sie ist jetzt damit einverstanden.

3-2-60 Ge/Cho Die Pat. hat wieder eine grosse Dummheit begangen. Sie ist am letzten Samstag an den Verbandsabend gegangen und nach der Sitzung war Tanz. Pfleger [redacted] war natürlich auch da, und sie hat selbstverständlich mit ihm sehr viel getanzt. Sie gibt ohne weiteres zu, dass es z.T. eine Trotzreaktion gegen unser Verbot war. Es ist heute wieder ganz eigenartig, wie man die Pat. nicht an ein bestimmtes Thema fixieren kann. Sie gleitet von einem zum anderen, bleibt da

MeyerAnneliese

63

und dort hängen. Sie sagt, sie habe sich nun bei der Arbeit beobachtet. Sie habe sich nun mehr um die Patienten gekümmert und sie sähe jetzt vieles ein, was sie vorher gar nicht gemerkt habe. Sie merke jetzt plötzlich, dass die Arbeit so viel interessanter werde, und sie habe auch den Eindruck, dass sie besser gearbeitet habe in den letzten Tagen. Sie meint, sie könnte nun doch auch mit den anderen zusammenarbeiten. Sie habe das vorher nicht gekonnt, weil sie immer den Eindruck hatte, die anderen würden alles besser machen als sie. Dann habe sie gar nicht gewagt, irgendwo anzupacken. Nun habe ihr aber Sr. [redacted] einmal gesagt, dass jede ihre eigenen Fehler habe. Niemand mache immer alles recht. Die eine mache das eine besser, eine andere etwas anderes. Sie hat dann selber auch entdeckt, dass die Sr. [redacted], die sie als vollkommen angesehen hat, beim Rapport schreiben Dinge nicht aufschrieb, die die Pat. für wichtig erachtete und sie hat so festgestellt, dass offenbar auch diese Sr. nicht vollkommen sei. Ihre Hemmungen seien dadurch etwas zurückgegangen. Sie habe sich nun mit dem befasst, was auf der Abteilung zu tun war.

Dann berichtet die Pat. aber wieder von einem ganz eigenartigen und sehr üblen Zustand, den sie hatte. Sie sei am letzten Freitagabend ganz ausserordentlich müde gewesen und habe dann einfach Lust gehabt, noch hinauszulaufen. Sie sei dann spaziert. Es sei ein sternenheller Himmel gewesen. Alles war so einsam und traurig habe es ausgesehen. Sie sei sich plötzlich so nichtig und so klein unter all den Sternen vorgekommen. Plötzlich habe sie einen Baum vor sich gesehen und sie habe die grösste Lust gehabt, sich daran aufzuhängen. Alles sei ihr vollständig sinnlos erschienen. Wegen dieses Erlebnisses sei sie dann am nächsten Abend an die Versammlung gegangen und deswegen habe sie dann auch getanzt. Sie sei aber ganz allein von der Versammlung wieder nach Hause gegangen. Es seien noch andere gewesen, die länger blieben als sie. Sie gebe zu, dass sie

nicht um Verlängerung gefragt habe. Sie sei aber mit dem Vorsatz gegangen, pünktlich heimzukommen, und sie wollte gar nicht länger bleiben. Es sei dann aber der Tanz erst sehr spät angefangen, und sie habe sich dann eben einfach nicht entschliessen können, heimzugehen. Da wir die Besprechung abbrechen müssen sagen wir der Pat., dass wir noch weiter über diese Angelegenheit sprechen.

Ausgelassene Seiten: Blatt 63, Mitte Rückseite bis Blatt 67, Mitte Vorderseite

Meyer Anneliese

67

16.3.60 Ge/Cho Die Pat. hat jetzt während fast 14 Tagen täglich 3 Amp. Tofranil bekommen. Sie findet, es gehe ihr kaum besser. Sie ist immer noch ausserordentlich müde. Sie sagt jedoch, dass sie bei der Arbeit mit den Gedanken besser dabei sein könne. Sie empfinde aber auch ihre Krankheit jetzt eher mehr. Sie merkt, dass sie so 2 - 3 Stunden nach der Spritze wieder furchtbar müde wird. Sie soll deshalb zusätzlich zwischenhinein noch je 2 Tabl. Tofranil nehmen, morgens und nachmittags und auf die Nacht so um 9 Uhr auch nochmals 2 Tabl. Sie kommt so auf 3 Spitzen und 3 x 2 Tabl.

Ausgelassene Seiten: Blatt 67, Rückseite bis Blatt 68, Mitte Vorderseite

23.3.60 Ge/Dr Die Pat. behauptet, dass die Medikation nun ganz genau durchgeführt wurde. Es ist auch anzunehmen, dass Schw. [] dies sorgfältig gemacht hat. Sie sagt der Zustand sei erträglich aber in keiner Weise gut. Sie merkt jetzt einen deutlichen Unterschied zwischen Vormittag und Nachmittag. Am Morgen geht es schlecht. Sie kann nicht gut arbeiten. Sie merkt selber, dass sie sehr langsam ist. Am Nachmittag geht es besser. Sie sagt, dass sie im ganzen wieder etwas besser denken könne. Auf die Nacht hat nun immer eine Talb. Largactil genommen. Sie behauptet, dass sie damit sehr viel träume und vor allem Träume, die sie nicht in Erinnerung behalten könne. Es sei immer irgendetwas unangenehmes dabei, was ihr als Eindruck übrig bleibe, sei immer eine grosse Aufregung. Einen einzigen Traum kann sie berichten: Die Pat. ist zu Hause und muss eine Stelle suchen. Sie ist nicht mehr in Münsterlingen. Die Mutter sagt, sie müsse auf einem Büro arbeiten. Die Pat. merkt aber, dass das ganz unmöglich sei, denn sie habe ja gar kein

Zeugnis über die Zeit, wo sie nicht mehr auf einem Büro war. Sie wusste auch, dass keine Möglichkeit mehr bestand nach Münsterlingen zurückzukehren. Die Mutter war sehr böse mit ihr und die Pat. mit der Mutter. Sie floh von Hause weg. Sie musste sehr weit springen, es war eine furchtbare Aufregung, mehr wisse sie von dem Traum nicht mehr.

Die Pat. hat sich mit der Überlegung beschäftigt, weshalb sie irgendwie mit den Eltern nicht recht auskomme. Sie selber findet, dass die Eltern ihr von jeher schon zu wenig Zärtlichkeit gezeigt hätten. Sie schildert dann einige Erlebnisse. Sie behauptet, dass sie von den Eltern nie geküsst worden sei. Sie gebe den Eltern einen Kuss, wenn sie fortginge, weil sie wisse, dass jene es erwarten. Sie glaubt dabei nicht aus eigentlicher Zuneigung zu handeln. Sie behauptet auch, sie habe beobachtet, dass die Mutter ihren Bruder [] gegenüber zärtlicher sei, während es der Vater ihrer Schwester [] gegenüber sei. Offenbar hat sie also doch das Gefühl, sie selber sei zurückgesetzt. Wir fragen uns dann, ob es nur daran liege, ob man von den Eltern Zärtlichkeit empfangen oder nicht. Ob dies das Wichtigste sei. Die Pat. gibt zu, dass sie in erster Linie daran denkt, dass es aber sehr wohl möglich sei, dass andere Faktoren noch eine wesentlichere Rolle spielen könnten. Wir versuchen sie dann darauf zu führen, dass es eine gewisse Sicherheit ist, die die Kindern bei den Eltern erfahren müssen, dass die Autorität der Eltern eine Rolle spielt. Die Pat. selber hat bemerkt, dass sie nie auf das abgestellt war, was die Eltern ihr sagten. Schon bei den Schulaufgaben habe sie sich z. B. beim Vater beim Rechnen nicht helfen lassen, wenn die Mutter ihr Gedanken für einen Ausfatz sagte, habe sie diese nie übernommen. Sie habe Gefühle zu den Eltern gehabt. Wir finden dann auch heraus, dass dies wohl daher kommt, dass sie immer wieder gesehen hat, wie die Eltern untereinander nicht gleicher Meinung waren. Wie der Vater mit der Mutter schimpfte und die Mutter hat sich dann bei der Pat. über den Vater beklagt. Manchmal hat sie dann der Mutter recht gegeben, mit ihr ins gleiche Horn geblasen. Wir zeigen ihr

dass sie da sicher ganz einseitig geurteilt hat, denn die Mutter hat sicher nur von ihrem Standpunkt aus die Sache gesehen, während sie der Vater offensichtlich von einem anderen Standpunkt aus sah. Die Pat. sieht das alles ein und sie will sich die ganze Sache weiter überlegen, Soll sich viell nicht auch an entsprechende Ereignisse erinnern.

30.3.60 Ge/Cho Die Pat. berichtet, dass es in der letzten Woche wieder gar nicht gut gegangen sei. Sie habe Mühe bei der Arbeit, habe keine Freude, sei verstimmt, depressiv. Es habe ihr furchtbar zugesetzt, dass Sr. █████ krank geworden sei. Dann hat sie nach Hause telefoniert und hat den Eltern verraten, dass sie hier behandelt wird. Darauf haben diese erklärt, sie müsse nach Hause zurückkehren. Sie hat nun deswegen Angst, erwartet wahrscheinlich, dass der Vater plötzlich hier erscheine, um sie zu holen. Andererseits hat sie aber doch auch Zukunftspläne, so fragt sie, ob sie im Mai an eine Führertagung gehen könne für Gruppenleiter von der Jugendherbergsverwaltung aus. Da sie ja eine solche Gruppe leiten will, wird sie an diese Tagung gehen müssen. Ich sage ihr nur, sie müsse es möglichst früh der Oberschwester melden. Sie kalgt auch, dass sie furchtbare Träume habe. Sie schildert folgenden Traum:

Sie habe in den letzten Tagen oft den Decubitus von Frau █████ gepflegt. Dieser erscheint ihr nun im Traum. Er ist aber viel grösser als sonst und viel grausiger. Es hat grosse schwarze Stellen darin. Sie muss dieses verfaulte Fleisch herausreissen. Es blutet sehr stark. Sie wird überall mit Blut verschmiert. Es wird ihr dabei übel, sie muss Blut erbrechen und noch beim Erwachen hat sie einen Blutgeruch im Mund.

Die Pat. sagt, dass sie diesen Decubitus nicht gern gepflegt habe. Allerdings habe sie sich sehr zusammengenommen, und es sei schon gegangen es sei ihr dabei nicht übel geworden wie im Traum. Sie hat nur das Gefühl, dass

die Pat. dabei starke Schmerzen verspüren müsse. Es regt sie auch auf, wenn die Pat. unruhig sind. Sie weiss nicht recht warum, sie meint, sie sollte irgend etwas machen können, dass die Pat. ruhiger werden. Vor allem klagt die Pat. auch, dass sie in der Freizeit nichts anfangen könne. Sie habe dabei keine Ausdauer und keine Ruhe. Sie tue schon immer etwas, aber sie laufe auch immer wieder davon weg.

Wir beschliessen, dass man nun einmal ein EEG machen soll, um zu sehen, wie das Tofranil überhaupt wirkt. Der Befund ist nicht schwerer abnorm. Es ist keine starke Reizerscheinung durch das Tofranil da. Wir beschliessen nun, dass man vorläufig langsam das Tofranil in Ampullen wieder durch Tofranil in Tabl. ersetzen soll, dann wird man weiter sehen.

6.4. 60 Ge/Dr Die Pat. kommt heute heulend daher. Es gehe nicht gut. Sie habe gestern mit Zuhause telefoniert. Der Vater verlange, dass sie heimkomme, weil die Mutter krank sei. Sie hatte eigentlich im Sinne, heute ihren Bruder nach Zürich kommen zu lassen, diesen dort zu treffen, mit ihm in eine Ausstellung zu gehen. Der Vater sagte am Telefon, sie solle nach Hause kommen. Die Mutter hat offensichtlich Gallensteinbeschwerden. Sie hat bereits eine Cholecystektomie gehabt und soll jetzt vielleicht wieder ins Spital gehen. Der Vater meint nun, die Pat. sollte nach Hause kommen, um den Haushalt zumachen, damit auch die Mutter zu Hause bleiben könne. Wir erklären ihr, dass das jetzt nicht gehe. Der Gesundheitszustand erlaube das nun sicher nicht. Die Pat. sagt, sie könne das der Mutter wohl erklären, aber sicher dem Vater nicht. Wir sagen ihr, dass wir auch bereit dem Vater einmal Auskunft zu geben und klar zu erklären, worum es sich bei ihr eigentlich handle. Die Pat. will das nicht so gern, Sie sieht aber doch ein, dass man wohl nicht mehr darum herumkommen kann. Sie hat an Ostern wieder frei und sollte natürlich dann nach Hause gehen. Sie würde dann in die Kirche gehen müssen, möchte das aber nicht. Sie sagt, sie könne das nicht, beginnt wieder zu heulen und es ist gar nichts mit ihr anzufangen. Sie erklärt, ihr Vater würde sagen, dass sie einfach heimzukommen habe, wenn man sie benötige zur Pflege der Mutter. Wir sagen ihr, sie könne nicht einfach jederzeit hier fortlaufen, während sie hier in der Lehre sei. Sie sagt, der Vater würde das nicht verstehen. Er meint, sie habe doch Ferien zugut und

und werde diese wohl nehmen können, was wir denn hier für eine Ordnung hätten. Wir erklären der Pat. dass wir eben gerade Ordnung hätten und deshalb nicht jeder Schwester dann Ferien geben können, wann es ihr passe. Die Pat. heult dann wieder wegen ihres Bruders. Dieser werde vom Vater fürchtbar geplagt. Alles, was er tue, sei nicht recht. Nun habe der Vater mit ihm einen Berufsberater aufgesucht. Er sollte eine Banklehre machen nach Wunsch des Vaters. Der Berufsberater hat aber gesagt, er könne sich nicht dazu.

Er solle sich halt jetzt einmal zu Hause etwas fügen und recht tun. Er komme ja nachh er wieder von uHause weg. Es sei dies frue sie gar kein Grund, sich deswegen derart aufzuregen. Offensichtlich hat sie dann gestern abend am Telefon in der Aufregung einfach gesagt, sie komme heim. Sie muss nun heute abend telefonieren, weshalb sie nicht gekommen ist. Sie kann ja nicht einfach wegbleiben. Sie heult dedwegen, weiss nicht was tun. Wir sagen ihr, sie sollte nun telefonieren, und sie solle den Eltern erklären, wir hätten gesagt, sie sei gegenwärtig zu krank und könne nicht nach Hause kommen. Wenn die Eltern über ihre Krankheit Auskunft wünschen solle der Vater einmal hier arrivieren. Wir würden dann mit ihm sprechen und ihm klaren Wein einschenken. Wir würden ihm auch erklären, dass wir gar kein besonderes Bedürfnis haben, die Tochter hier zu behalten. Wir tun dies nur in deren eigenen Interesse. Da diese 21 Jahre alt ist, ist sie

nun selbständig und kann selber sagen, wo sie arbeiten will. Der Vater hat da nichts mehr zu bestimmen. Die Pat. selber beteuert heute wieder, dass sie ja hier bleiben wolle, und die Lehre fertig machen möchte.

13.4.60 Ge/Ch

Die Pat. berichtet, dass es gegenwärtig gut gehe, vor allem stimmungsmässig. Sie sei aber schrecklich müde, sie könnte Tag und Nacht schlafen. Die Stimmung sei ausgeglichen und sie habe den Eindruck, sie könne gegenwärtig ordentlich arbeiten. Sie berichtet dann, dass sie letzten Sonntag ihre Mutter in der Klinik besuchte. Diese habe ihr wieder gesagt, all das, was sie jetzt habe, komme nur davon, dass sie bei uns sei, sie sollte einmal länger Ferien haben und sich richtig erholen. Nachher sei sie ganz normal gewesen. Die Pat. stellt damit fest, dass die Mutter sie eben auch nicht verstehe. Der Vater habe nicht mehr viel gesagt, er sei zufrieden gewesen, dass die Mutter es in der Klinik recht habe, und allein kämen sie zu Hause jetzt schon zurecht. Die Pat. hat nun auch gesehen, dass es mit dem Bruder gar nicht so schlimm steht, der Vater ist schon recht mit ihm und sie sagt, ich hätte recht gehabt, wenn ich meinte, es würde dem Bruder nichts schaden zu Hause etwas zu helfen. Sie habe jetzt eigentlich gesehen, dass es auch ohne sie gehe. Sie verstehe gar nicht, wie sie sich manchmal in eine derartige Aufregung hineinsteigern könne, wo sie meine, sie müsse unbedingt etwas tun, wobei das gar nicht notwendig sei. Sie erklärt, es sei überhaupt so, dass bei ihr nur alles gefühlsmässig gehe, sie könne überhaupt nicht denken und überlegen.

Die Pat. arbeitet jetzt wieder im kleinen Saal, behauptet, es gehe sehr gut, sie sei ganz allein und das gefalle ihr. Ich musste nun von [REDACTED], dass es eben mit ihr zusammen nicht gegangen ist und dass man sie deshalb ganz allein lässt. Wir kommen auf jene Kastengeschichte zu sprechen, die Pat. kann gar nicht recht sagen, was eigentlich an dem Kasten nicht in Ordnung war, sie sagt nur, sie habe es als ein Durcheinander empfunden, sie habe Platz

gewinnen müssen, um Eptinger hineinzustellen von einer Pat. und deshalb habe sie anders eingeräumt. Das Eptinger hat sie deswegen hineinstellen wollen, damit sie nicht immer hinausgehen musste für die Pat. Ich frage die Pat. nun, ob das eigentl. richtig sei, wenn man in einem Wäscheschrank Eptinger aufbewahre, sie sagt, sie sehe schon ein, dass das eigentlich nicht richtig sei, die Oberschwester würde es sicher nicht gestatten. Sie hat sich auch gar nicht die Mühe genommen zu überlegen ob im Schrank vorher Ordnung war oder nicht, es hat ihr einfach so nicht gepasst, deshalb hat sie alles anders eingeräumt. Sie sieht nun ein, dass sie das getan hat, weil sie zu faul war, um hinauszugehen und das Eptinger draussen zu holen. Sie sagt auch, sie habe [REDACTED] und [REDACTED] -aus dem Saal hinausgeschickt, weil sie mit diesen zusammen nicht arbeiten konnte. Jetzt mache sie alles so, wie es ihr passe, sie sei immer zur rechten Zeit fertig und es gehe ausgezeichnet. Wahrscheinlich sei ihre Stimmung auch deswegen besser. Wir versuchen der Pat. nun zu erklären dass es eigentlich nicht richtig sei, sich immer alles nach dem eigenen Kopf einzurichten, dass man da sicher vieles falsch mache und vieles unzweckmässig mache, es sei eben schon richtig, wenn man die Sache so mache, dass jemand anderes mitarbeiten könne. Es sei überhaupt nicht in Ordnung, wenn man einen neuen Dienst antrete, man zuerst alles anders mache, als es vorher war. Das sei nicht unbedingt zweckmässig, denn sie lasse sich ja nicht einmal Zeit vorher zu sehen, ob das, was die andern machten, richtig war oder nicht. Ich erkläre ihr auch, dass das, was auf einer Abteilung Brauch sei, eben seit vielen Jahren sich derart eingeschliffen habe und deswegen so gemacht werde, weil es am praktischsten sei, es sei ganz unmöglich, dass sie von einem Tag auf den andern das alles sehen könne, und alles besser machen könne. Es müsse schlechter sein als besser, wenn sie etwas so rasch ändere. Wenn die Pat. sich das so überlegt, muss sie es zugeben, sie kann sich aber überhaupt nicht denken, weshalb sie alles so anders macht, sie ist da vollkommen ratlos, sie regt sich furchtbar auf. Wir erklären ihr, sie solle sich

gerade das einmal überlegen, sie solle andererseits nun einmal versuchen auf der Abt. die Sache möglichst so zu machen, wie man es im Kurs mache oder wie es die andern machen, die es richtig machen, und nicht vor allem anders zu machen als es üblich sei. Nur so könne sie lernen mit den andern zusammenzuarbeiten. Sie ist damit einverstanden, bekommt während der Besprechung noch Nasenbluten.

20.4.60 Ge/Ch

Die Pat. bringt heute ein Heft mit, in dem sie aufgeschrieben hat, was sie jeweils nicht sagen könne, es ist ein konfuse hysterisches Geschreibsel, überschwenglich, unverständlich. Die Pat. schreibt Dinge, die sie schon oft erzählt hat, die sie immer wieder meint, nicht genügend genau und richtig ausdrücken zu können, von denen wir schon etwa wissen, wie es ist. Wir gehen zuerst auf den Punkt ein, den sie selber auch in erster Linie beschreibt. Sie behauptet die Oberschwester habe ihr gesagt, sie sei eine Querulantin, weil sie bei der Arbeit die Sachen nicht so mache, wie sie sollte. Wir versuchen nun noch einmal ungefähr dasselbe mit ihr zu besprechen wie letztes Mal, erklären ihr wieder, wie man doch nicht ganz neu an etwas herankommen könne, und dann schon meinen dürfe, man verstehe alles und verstehe es sogar besser, als die Leute, die schon seit Jahren da seien und die einem den Betrieb lehren, wenn z.B. die Oberschwester nun herausgefunden habe, dass es für die Schwestern weniger anstrengend sei und weniger Zeit brauche zu zweit zu betten, so sei es eben nicht an ihr nun allein zu betten. Die Pat. scheint solche Dinge nun schliesslich begriffen zu haben, sie heult aber die ganze Zeit, und wie ich sie frage, wie es gehe, erklärt sie, es gehe eigentlich gut. Ich mache sie auf diesen Widerspruch aufmerksam, erkläre ihr, es sei natürlich richtig, wenn sie nicht jedermann unter die Nase reibe, dass es ihr nicht so gut gehe, dass es aber nicht der Moment in der

Psychotherapie sei, Dinge zu behaupten, die nicht stimmen. Sie erklärt dann, sie wisse selber nicht, weshalb sie heule. Sie hat dann in ihrem Heft auch noch über ihre Schwierigkeiten bei der Religion gesprochen, sie findet all das, was die ändern machen, überflüssig, sie meint, sie könne anders zu ihrer Religion kommen. Wir erklären ihr nun, dass das genau das gleiche sei wie bei der Arbeit. Auch hier dürfe sie nicht meinen, sie könne es anders machen als andere Leute, auch dies sei aus der Erfahrung und einer Tradition herausgewachsen, die sie nun nicht einfach über Bord werfen könne. Die Pat. geht dann ziemlich getröstet nach Hause, sie behauptet, dass es im grossen und ganzen doch eher besser sei.

Am Abend ist Leseabend, es wird Sarojan: der Plan, den mein Bruder im Schädel hatte, besprochen, was nun gerade die Illustration für unser Thema gibt. Ich sage dies der Pat. doch sie erklärt, dass sie es selber auch schon gemerkt habe.

4. 5. 6o Ge/Dr In meiner Abwesenheit ist es der Pat. offenbar wieder schlecht gegangen. Sr. [redacted] musste eingreifen und hat erneut Injektionen von Tofranil verordnet. Sie hatte jetzt tgl. 4 Ampullen. Die Pat. behauptet nun, dass die Spritze, die sie am Abend um 8 Uhr bekomme, nicht viel nütze. Sie sei am Morgen trotzdem müde. Ich sage deshalb, sie könne sie 2 Tabletten ersetzen, hauptsächlich auch, weil sie dann nicht mehr spät abends noch die Abteilungsschwester belästigen muss. Es scheint nun wieder ein wenig besser zu gehen. Gut geht es allerdings nicht.

Man kann mit der Pat. eigentlich überhaupt nicht sprechen. Sie behauptet immer, es sei ihr alles egal. Sie könne nichts denken und sie könne sich an nichts erinnern. Es ist gar kein eigentliches Gespräch mit ihr zu führen. Sie redet immer daneben oder man könnte fast sagen, zerfahren. So erklärt sie, dass sie in Zusammenhang mit dem letzten Leseabend gedacht habe, es sei vielleicht auch nur ein blöder Plan von ihr, dass sie hierher gekommen sei und es wäre vielleicht gescheiter, sie werde nicht ihn durchführen

wollen. Wir fragen sie, was sie denn im Sinne hätte. Sie wisse es nicht. Sie sagt, es gebe für sie keine Zukunft. Sie kann auch gar kein Interesse gewinnen für die Arbeit. Sie erklärt, sie sei wahrscheinlich schon wegen der Depression zu uns gekommen, es sei ja schon vorher nicht mehr gegangen. Sie müsse aber schon sagen, dass sich der Zustand hier verschlimmert habe.

Wir versuchen der Pat. vor allem wieder einmal zu erklären, dass sie einfach ihre Arbeit in erster Linie ernst nehmen müsse. Dass sie versuchen müsse,

4,5.6o Ge/Ch

In meiner Abwesenheit ist es der Pat. offenbar wieder schlecht gegangen. Sr. [redacted] musste eingreifen und hat erneut Inj. von Tofranil verordnet. Sie hat bis jetzt tägl. 4 Amp. Die Pat. behauptet, dass die Spritze, die sie am Abend um 8 Uhr bekomme, nicht viel nütze, sie sei am Morgen trotzdem müde. Ich sage deshalb, sie könne sie durch 2 Tabl. ersetzen, hauptsächlich auch, weil sie dann nicht mehr spät abends noch die Abt. schwester belästigen muss. Es scheint nun wieder ein wenig besser zu gehen, gut geht es allerdings nicht.

Man kann mit der Pat. eigentlich überhaupt nicht sprechen. Sie behauptet immer, es sei ihr alles egal. sie könne nichts denken und sie könne sich an nichts erinnern. Es ist gar kein eigentliches Gespräch mit ihr zu führen, sie redet immer daneben oder man könnte fast sagen, zerfahren. So erklärt sie, dass sie im Zusammenhang mit dem letzten Leseabend gedacht habe, es sei vielleicht auch nur ein blöder Plan von ihr, dass sie hierher gekommen sei, und es wäre vielleicht gescheiter, sie würde ihn nicht durchführen wollen. Wir fragen sie, was sie denn im Sinne hätte, sie wisse es nicht, sie sagt, es gebe für sie keine Zukunft. Sie kann auch gar kein Interesse gewinnen für die Arbeit. Sie erklärt, sie sei wahrscheinlich schon wegen der Depression zu uns gekommen, es sei ja schon vorher nicht mehr gegangen. Sie müsse aber schon sagen, dass sich der Zustand hier

erschlimmert habe. Wir versuchen der Pat. vor allem wieder einmal zu erklären, dass sie einfach ihre Arbeit in erster Linie ernst nehmen müsse, dass sie versuchen müsse, sich in die Arbeit und in den Betrieb einzufügen, dass sie bei diesen praktischen Dingen anfangen müsse und sich nicht zuerst lange Ueberlegungen und theoretische Gedankengänge machen solle. Die Pat. klagt auch jetzt noch über die furchtbare Müdigkeit am Morgen, sie könne sehr schlecht aufstehen, sie sei zwar jeweils schon ach. Sie behauptet auch, dass die Tofranilspritzen nur 1-2 St. in der Wirkung anhalten, nachher gehe die Wirkung langsam zurück. Wir sagen ihr, sie solle einmal e 1 St. nach der Inj. 2 Tabletten Tofranil nehmen, vielleicht wirke das dann och günstig. Die gute Phase könnte so ev. verlängert werden.

11.5.60 Ge/Dr. Die Pat. berichtet dass es in der Woche, die vergangen sei, gut ging. sie hatte tgl. ihre 3 Injektionen Tofranil und eine Stunde später hat sie 2 Tabletten Tofranil genommen. Sie behauptet, dass dadurch die Wirkung zeitweise länger anhielt, zeitweise aber nicht. Es sei nicht immer gleich gewesen. Die Pat. hat aber den Eindruck, dass sie das Tofranil notwendig hat. Sie behauptet, sie habe in dieser Woche recht gut arbeiten können und etwas geleistet.

Sie hat einen Traum gehabt, der ihr auffiel. Sie hat geträumt dass sie mit Kirschen zum Dörren gehen musste. Sie kam in eine grosse Halle, wo ihr die Kirschen von einem Fräulein abgenommen wurden und in einer Art Netz gedörret. Andere Leute kamen mit Aprikosen. sie glaubt auch, dass der Vater in dem Traum irgendeine Rolle spielte. Sie kann aber gar nichts Näheres darüber sagen. Die Pat., die ich frage, was ihr zu dem Traum in den Sinn komme, erklärt, sie wisse nicht, sie könne nicht denken, es komme ihr nicht in den Sinn.

Ich versuche sie dann auch, sie über andere Dinge etwas nachdenken zu lassen. Aber es geht ebenfalls nicht. Sie behauptet einfach immer, sie wisse nichts. Es geht längere Zeit bis sie dies ablegt und bis man relativ vernünftig mit ihr sprechen kann. Es gibt dann plötzlich einen Moment, wo sie sich offensichtlich zusammennimmt, nicht mehr tut und wo sie etwas in die Finger bekommen kann. Dann kann sie ganz gut und ganz adequat denken. Man hat den Eindruck, dass sie dann einfach ihr dummes Getue etwas vergisst.

Zu dem Traum ist einzig und allein heruazubringen, dass die Halle, in der die Früchte gedörret wurden, ähnlich ausah, wie das Haus, in dem sie sich für die Stelle, die sie in Luzern inne hatte, anmelden musste. Sie musste dort eine kleine Prüfung bestehen. Verschafft hatte ihr ein Freund ihres Vaters die Anmeldung. Sie wurde dann auf der Fremdenpolizei beschäftigt, die aber in einem anderen Gebäude untergebracht war. Die Arbeit dort gefiel ihr gar nicht. Sie habe sie zu langweilig gefunden. Man habe ihr aber gesagt, dass es sich nur um eine Aushilfsstelle handle und dass sie im Herbst dann anders beschäftigt würde. Wie wusste sie allerdings nicht. Sie sah dann in der Zeitung eine Stelle als Sekretärin ausgeschrieben in einem Betrieb, der ganz in der Nähe ihres Heimes war und ohne den Vater etwas zu sagen, hat sie sich danneinfach dort angemeldet. Die Angehörigen waren darüber nicht begeistert. Sie hätten lieber gesehen, wenn sie diese amtliche Stelle behalten hätten. Die Pat. fand aber, es sei interessanter an einem Ort einzige Sekretärin zu sein, weil sie dann natürlich vielseitigere Arbeit hatte. Es habe ihr auch dann an der anderen Stelle besser gefallen. Die Pat. macht auch während sie über dies spricht, ganz eigenartige Bemerkungen, einmal behauptet sie, sie habe von zu Hause fort wollen. das anders Mal sagt sie, sie habe lieber näher zu Hause sein wollen. Offensichtlich wollte sie hauptsächlich dann von zu Hause weg, als diese missglückte Liebesgeschichte aus war. vorher scheint es zu Hause noch ordentlich ge-

gangen zu sein. Allerdings hat die Pat. zu Hause auch nicht mehr gerne bleiben wollen, weil sie nach ihrer Meinung zu viel helfen musste. Wenn sie über die Mittagszeit heimkam, hätte sie immer noch abwaschen und abtrocknen sollen. Das passte ihr nicht.

Immerhinwar die Pat. dann jetzt dazu zu bringen, ganz vernünftig über diese Situationen zu bringen zu sprechen. Ich erkläre ihr, sie solle sich einmal überlegen, weshalb sie zuerst immer gar nicht recht ein-gehe auf die Fragen und weshalb es dann nachher plötzlich gehe. Sie solle sich das einmal genauer überlegen. Sie behauptet, dass sie auf jeden Fall gerne hierher komme, dass sie wisse, es sei nötig und sie möchte daherkommen. 18.5. 60 Ge/Dr. Die Pat. ist am Sonntag wieder von der Arbeit weggelaufen zur Oberschwester und hat ihr erklärt, sie könne nicht mehr weiter. Sie müsse sich hinlegen. Die Oberschwester hat ihr dann erklärt, das komme nicht in Frage. Sie habe zu arbeiten. Sie könne jetzt gerade eine Ampulle Tofranil haben. Die Pat. ist dann ohne grossen Widerspruch wieder an die Arbeit ge-gangen. Heute versuche ich mit ihr die Angelegenheit zu besprechen. Es ist aber praktisch unmöglich. Sie ist vollständig zerfahren. Sie kann überhaupt keinen vernünftigen Gedanken fassen. Sie heult und weint und lacht dauernd durcheinander. Sie erklärt selber, sie könne ebenso gut heulen wie lachen. Die Ursache, weshalb es jetzt gerade so schlecht gehe, besteht darin, dass sie sei Sonntag die Menses hat. Ich frage sie, was dann dieser Geschichte mit der Oberschwester vorausgegangen sei. Sie behauptet, es sei gar nichts gewesen. Nach und nach kommt dann aus, dass sie schon am Nachmittag stat einer Freistunde 2 1/2 Std. weggeblieben ist und einfach erkältet, es sei ihr schlecht. Sie habe Kopfweg und Brechreiz und sei grauenhaft müde. Schw. hat ihr dann gestattet, länger zu bleiben und ihr erklärt, dass sie dann um

3 wieder da sei, damit man die Pat. ins Bett tun könne. Dann frage ich sie, ob sie auch an ihren Freitagen derart herumliege. Sie erklärt, dass tue sie nicht. Sie wolle nicht länger als 8 Stunden schlafen, sonst könnte sie Tag und Nacht schlafen. Wenn es auf sie ankäme, könnte sie ruhig 14 - 16 Stunden pro Tag schlafen. Sie sei immer grauenhaft müde. An den freien Tagen unternimmt sie immer etwas. Dann ist die Pat. den ganzen Tag unterwegs. Sie behauptet auch, dass sie am Tag nach dem freien Tag besser arbeiten könne. Manchmal hat sie es auch noch den 2. Tag an. Dann sei die Belastung völlig wieder derart, dass sie kaum mehr aushalten könne. Irgendetwas Vernünftiges kann mit ihr überhaupt nicht besprochen werden. Ich erkläre ihr, wir würden es dann nächste Woche wieder versuchen, dann würde es ja wohl wieder besser gehen, da dann die Menses vorbei sei. 25. Mai 60. Ge/Dr.

Am letzten Freitag meldete die Oberschwester, dass die Pat. sich wieder etwas ganz Unhörbares erlaubte. Schon früher sei beobachtet worden, dass sie gelegentlich nur im Pijama und nur den Regenschirm darüber ausgehe. Die sei nun wieder passiert. Sie habe sich sogar mit Männern getroffen und sei erst lange nach Mitternacht mit anderen zurückgekehrt. Die anderen, die man darüber befragt hat und die dann schliesslich alles sagten, erklärten, dass sie etwa um 1/2 12 Uhr mit der Pat. zusammen getroffen seien. Die eine Schwester ist mit ihrem Freund per Auto angekommen. Es war dann noch ein anderer dabei und man hat zusammen geschwatzt. Sie waren zu dritt. Sr. Anneliese hat angefangen, sich ganz unmöglich zu benehmen. Sie hat sich an die Burschen herangemacht, hat ihnen angedeutet, dass sie nur das Pijama anhat und dass sie zu allem bereit sei. Den beiden anderen ist es schliesslich zu dumm geworden und sie sind dann weggegangen. Sie gingen in die Anstalt und wollten heim, fanden dann aber doch, es sei nicht recht, dass sie die andere Schwester den beiden so allein überlassen hätten

und kehrten wieder zurück. Sie fanden die Pat. im Auto im angeregten Gespräch. Sie staunten, wie geschickt sie reden könne hörten dann nochmals zu und hatten die grösste Mühe, die Pat. mit sich nach Hause zu nehmen. Sie sei ganz ausser sich gewesen. Sie habe herumgetan und man habe den Eindruck, sie sei gar nicht recht bei einander. Offenbar haben sie sich dann gegenseitig versprochen darüber nichts zu sagen.

Wir bestellen Sr. Anneliese sofort. Es ist nun klar, dass sie nicht weiter hier bleiben kann. Wir müssen aber wissen, was sie selber über die Sachen sagt. Sie findet, dass dies gar nichts Besonderes gewesen sei. Es sei eine Bagatelle gewesen. Sie will zuerst nichts darüber erzählen. Sie erklärt, sie hätte den anderen versprechen müssen, nichts zu sagen. Darauf sage ich ihr, die anderen hätten es ja schon erzählt. Sie solle nun auch noch sagen, wie es wirklich war. Sie packt dann schliesslich aus und wir erfahren von ihr, unter grossem Zögern und unter wieder auftretender Weigerung folgendes: Sie habe an jenem Abend nicht einschlafen und da sei um 1/2 11 Uhr noch [REDACTED] gekommen und habe erklärt, sie könne auch nicht schlafen. Darauf hätten die beiden beschliessen, sie würden einen Spaziergang machen. Die Pat. hat tatsächlich einfach nur den Regenmantel über das Pijama angezogen. Sie findet, das Besondere. Man habe es ja nicht gesehen. Sie sind darauf im Wald herumgestürzt und schliesslich dann eben wieder hierher zurückgekommen wo sie dann bei der Gutsverwaltung das Auto mit der anderen Schwester und den beiden Jünglingen antrafen. Man hat dann angefangen zu schwatzen. Die Pat. hat sich nach ihrer Meinung mit den beiden Burschen sehr unterhalten. Sie haben gesehen, dass sie

es war, die nicht in die Anstalt zurückwollte und dass die anderen beiden Mann eben weggingen. Sie liess sich von den beiden in das Auto einladen, habe aber den Zündungsschlüssel verlangt, damit nicht etwa mit ihr davon fahren könnten. Dies erfahre ich, weil ich erklärte, ob sie nicht einsehe, wie gefährlich das sei. Die beiden hätten sie ja entführen und irgendwo abstellen oder vergehentlich können. Die Pat. weiss natürlich, dass sie gerade die Periode hatte und dass da nicht viel hätte passieren können. Dann erzählt sie eben auch, dass sie den Zündungsschlüssel eingezogen hätte. Sie findet, dass sie sehr intelligent gehandelt habe, und sie rühmt sich beinahe noch ihrer Tat. Sie habe sich mit den beiden sehr wohl gefühlt. Man habe einfach geredet. Schliesslich seien dann die anderen wieder gekommen und sie seien alle miteinander in die Anstalt zurückgegangen. Sie konnten dann nicht durch die Tür herein, sondern mussten sich durch den Kohlenkeller ins Haus einschleichen. Man könne so ohne Schlüssel ins Haus gelangen. Die Pat. setzt sich dann auch aufs Ross, sie findet es unver-schämter von den anderen, dass sie sie verraten haben. Sie findet, es sei nichts Besonderes, dass man im Pijama herumläuft. Wir erklären ihr, dass sie schon einmal darin ^{gesehen} geworden sei, worauf sie erklärt, es nehme sie wunder, welche Schwatze das rausgebracht hätte, worauf ich ihr erklären kann, dass die Oberschwester sie höchstpersönlich gesehen hätte. Sie entschuldigt sich dann sofort es ist ihr doch nicht recht, dass sie die Oberschwester derart tituliert hat. Im Übrigen ist sie aber gar nicht einsichtig. Sie behauptet, dass sie in der letzten Zeit mindestens so viel gearbeitet habe wie die anderen. Sie habe das gesehen. Wir erklären ihr, wenn sie die Zeit brauche, um den anderen zuzusehen, wieviel sie arbeiten, dann habe sie sicher nicht das getan, was eigentlich ihre Aufgabe gewesen wäre. Auch darüber ist sie ganz unver-

ständig und uneinsichtig.

Wir erklären der Sr. dass es so auf keinen Fall weiter gehen könne. Sie könne sich so etwas nicht erlauben. Ich lasse sie dann aber gehen, ohne zu sagen, dass wir im Sinne hätten, ihr zu kündigen.

Wir sehen sie dann am gleichen Abend noch mit anderen Schwestern in bester Stimmung spazieren und Schiffli fahren. Am nächsten Tag tut sie auf der Abteilung wieder dum. Sie muss putzen setzt sich dabei aber einfach auf den Fussboden. Beim Nachtessen erklärt sie, das sei das letzte Mal, dass sie dieses Zeug gegessen hätte. Die Abteilungsschwester bekommt deswegen Angst und meldet es der Oberschwester. Wie die Oberschwester sich nach ihr erkundigt, ist die Pat. bereits fortgegangen. Es heisst, dass sie mit einer anderen Schwester weggegangen sei. Wir sagen, dass man ihr auf keinen Fall nachgehen werde. Man wolle nun einfach einmal schauen, was das gibt. Am anderen Morgen erscheint sie dann nicht zur Arbeit. Sie hat sich auch nicht abgemeldet. Etwa um 7 Uhr telefoniert die Oberschwester dann nach Luzern zu ihren Angehörigen, es heisst, dass sie dort sei. Der Vater habe die Oberschwester bitten wollen, sie einige Tage zu beurlauben, die Schwester sei krank. Die Oberschwester sagt, einen Urlaub gebe es nicht. Die Pat. brauche nicht mehr zu uns zurückzukehren. Es wird ihr dann die Kündigung eingeschrieben geschickt und dem Vater ein Brief, der erklärt, weshalb wir die Schwester nicht mehr brauchen können. Sie soll auch nicht mehr erscheinen um ihre Effekten zu holen. Diese sollen ihr samt dem Lohn, den sie noch zu gute hat, geschickt werden.

Meyer Annelies ehem. Schwester bei uns

2.4.1972 Ge/is

Vor etwa 14 Tagen hat die Patientin ganz plötzlich aus Basel telefoniert. Sie war vor Jahren bei uns Schwester und ich habe ihr damals sehr lange Psychotherapie gemacht. Seither habe ich nie mehr etwas gehört, sie ist dann auch ganz plötzlich von ihrem Vater daheim behalten worden, hat die Lehre nicht fertig gemacht. Sie berichtet mir jetzt, dass sie mit 26 Jahren geheiratet habe, sie habe kurz nacheinander drei Kinder gehabt, habe jetzt Dickmann und wohne in Basel. Offenbar ist es ihr zeitweise relativ gut gegangen, dann aber auch wieder sehr schlecht und gegenwärtig scheint sie wieder ausgesprochen depressiv zu sein. Sie geht jetzt in eine Gruppentherapie ist davon aber nicht begeistert und will nun fragen, ob dies das richtige für sie sei. Ich erkläre ihr, dass an und für sich die Gruppentherapie vielleicht schon recht sei, das könne ich nicht beurteilen, meiner Meinung nach müsse aber in erster Linie medikamentös mit Antidepressiva behandelt werden. Sie will das ihrem Arzt mitteilen und auch sagen dass er sich bei uns erkundigen könne. Bis jetzt ist nichts gekommen.

Staatsarchiv Thurgau

Sign. 910.6.2/9857

Bestätigungsschreiben

Bestätigung des Gespräches mit der Oberschwester zur «Pijama-Geschichte»

Quelle: Private Unterlagen Annelis Dickmann

Bestätigung

Am 21. Mai 8 h trat ich, nach thel. Anmeldung ins Büro der Oberschwester, mit dem Gedanken, ihr die Pijama-Geschichte zu erklären, mich zu entschuldigen.

Vice-Oberschwester [redacted] hielt sich auch im Büro auf.

Da fragte ich die Oberschwester, ob sie mir erlaube, von Sr. [redacted] eine Taschenapotheke zusammenstellen zu lassen.

Die Oberschwester antwortete:

"Nein, unsere Schwester in der Apotheke hat anderes zu tun. Und was Sie sich erlaubt haben, nachts im Pijama auf die Strasse zu gehen, in ein Auto zu steigen, ist zuviel. Das lässt sich nicht mit Krankheit entschuldigen. Sie haben sich benommen wie..." sie drehte sich um, gegen den Schreibtisch, sprach etwas leiser, "ein, eben ja, Hurenmeitli. Wir kommen ja noch in die Zeitung. So benimmt sich eine Schwester nicht. Sie sind keine Schwester, Sie können gehen."

Ich sagte: "Danke, adieu." und ging.

Ebikon, 1. VI. 60

Annelis Meyer

Bericht EEG-Befund vom 30.3.1960

Quelle: Staatsarchiv Thurgau

Meyer Anneliese, geb. 1939

30.3.60 Ge/Cho
10.55 Uhr

EEG-Nr. 5648

Klin. Diagnose: Depressives Zustandsbild

Medikamente : 3 Amp. Tofranil + 6 Tabl. Tofranil

Heredität : Depressionen, Charakterabnormitäten, Epilepsie in der Familie

EEG-Befund: Der Alpharhythmus ist mittelhoch gespannt und stellenweise ziemlich unregelmässig. Es finden sich Frequenzen zwischen 9 und 12. Er blockiert ordentlich. Vereinzelt treten etwa spitze Elemente aber keine Epilepsiepotentiale auf. Es finden sich auch vereinzelt Thetarhythmen eingestreut. Diese haben eine gewisse Neigung zur Synchronisierung.

Bei der Hyperventilation wird der Alpharhythmus unregelmässiger, in der Frequenz eher etwas langsamer und zersetzt. Es treten vermehrt spitze Elemente auf, auch Thetarhythmen finden sich jetzt eher etwas mehr.

Im Versuch mit dem Stroboskop haben wir ein Mitgehen in den mittleren und höheren Frequenzen, sonst verändert sich das Kurvenbild nicht.

Diagnose: Leicht abnormer EEG-Befund, wahrscheinlich Medikamentenwirkung. Es handelt sich aber nicht um ein eigentliches Reiz-EEG.

Briefverkehr

Quelle: Staatsarchiv Thurgau und
persönliche Unterlagen von Annelis Dickmann-Meyer

Die Briefe sind nach Datum geordnet.

Ein paar sind auch aus den persönlichen Unterlagen von
Annelis Dickmann-Meyer.

Interessant daran ist, dass Hans Meyer bereits 1959 an an-
dern Kliniken anfragte, ob ein Lehrstellenwechsel möglich
wäre.

Ebikon, den 4.9.59.

An die
Direktion der
Psychiatrische Klinik
St. Pirminsberg

P f ä f e r s SG

Ihrem Inserat in "Unsere Führerin" entnehme ich, dass Sie Lernschwestern suchen.

Entspricht Ihr Schulprogramm ebenfalls den Vorschriften der schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie wie jenes von Münsterlingen und haben Sie die gleichen Schulfächer?

Würden Sie, und wenn ja zu welchen Bedingungen eine Lernschwester die bald seit zwei Jahren in Münsterlingen ist in Ihre Schule aufnehmen?

Ihrer Antwort mit Interesse entgegensehend, zeichnet mit
vorzüglicher Hochachtung

H. Meyer

KANTONALE HEILANSTALT ST. PIRMINSBERG
DIREKTION

Pfäfers, den 7. September 1959 We/fs

Herrn
H. Meyer
Schulartikel

Ebikon-Luzern

Betrifft: Pflegerinnenschule St.Pirminsborg in Pfäfers.

Sehr geehrter Herr Meyer,

Haben Sie besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift vom 4. September 1959, die ich umgehend beantworten will.

Unser Schulprogramm entspricht absolut den Vorschriften der Schweiz. Gesellschaft für Psychiatrie wie dasjenige von Münsterlingen. Wir haben genau die gleichen Schulfächer und führen unsere Schülerinnen nach demselben System und mit denselben Methoden nach drei Jahren zum Diplom.

Es ist uns hingegen leider nicht möglich, eine Lernschwester, die sich seit zwei Jahren in Münsterlingen befindet, in unsere Schule aufzunehmen. Die Schulkommission der Schweiz. Gesellschaft für Psychiatrie wünscht solchen Stellenwechsel während der Lehrzeit zu verhindern und brandmarkt einen derartigen Stellenwechsel dadurch, dass ein Drittel der Ausbildungszeit verloren geht. Die Kandidatin würde also rund 7 Monate an der Ausbildung glatt verlieren. Ich würde deshalb doch raten, die Schule in Münsterlingen fertigzumachen und eventuell später, nach bestandenen Examen, als diplomierte Nervenschwester, einen Wechsel in der Anstellung vorzunehmen.

In der Hoffnung, Ihnen mit diesem kurzen Bericht gedient zu haben, begrüesse ich Sie



mit vorzüglicher Hochachtung:

Der Direktor und Chefarzt:

W. Wehrle

Besuchszeit täglich von 13 Uhr bis 15 Uhr

Briefe sind an die Direktion und nicht an die persönliche Adresse der Ärzte zu richten. Telefon Pfäfers (085) 9 19 22

22.9. 1959

K/Ch

Herrn Dr.med.L.Blankart
Nervenarzt
Luzern

Sehr geehrter Herr Kollege,

Wir beschäftigen seit mehr als einem Jahr eine Anneliese M e y e r als Lernschwester. Es hat sich nun gezeigt, dass diese psychische Störungen depressiver Art hat mit hysteriformen Reaktionen. Sie ist daneben aber recht intelligent und voll guten Willens, sodass wir uns entschlossen haben, sie zu behalten, vor allem auch im Hinblick auf unsern schweren Personalmangel. Die Schwester bedarf aber der nervenärztlichen Behandlung. Sie hat einerseits Psychotherapie, andererseits hat sie täglich 3 x 2 Tabletten Tofranil, womit es ganz wesentlich besser geht. Sie kann aber ohne diese Behandlung nicht auskommen.

Nun hat uns die Schwester schon vor längerer Zeit mitgeteilt, dass ihre Mutter Frau Anna M e y e r - Styger, geb. 1916, v. Buttisholz, wohnhaft in Ebikon, ebenfalls an Depressionen leidet, und sie hat bei ihr Tofranil, das sie selber nimmt, auch schon ausprobiert und zwar, soweit wir hörten, mit gutem Erfolg. Sie wünschte nun, dass wir der Mutter Tofranil verschreiben würden, da diese gegenwärtig zum Teil im Anschluss an eine fieberhafte Erkrankung wieder sehr viel stärker unter ihrer Depression leidet. Nach der Beschreibung der Tochter scheint es sich im wesentlichen um eine endogen vitale Verstimmung mit einer Verschlimmerung am Morgen zu handeln. Wahrscheinlich ist schon eine Tofranilbehandlung angezeigt. Wir wollten eine solche aber nicht im Sinne einer Fernbehandlung, ohne die Patientin selbst zu kennen, durchführen und haben der Tochter deshalb empfohlen, ihre Mutter zu Ihnen in die Sprechstunde zu schicken. Wir gestatten uns deshalb, Ihnen diese Patientin anzumelden, und möchten Sie bitten, die Behandlung zu übernehmen.

Wir wissen nicht, wie weitgehend die Tochter ihre Mutter über ihre eigene Behandlung unterrichtet hat. Es wäre deshalb vielleicht zweckmässig, wenn Sie unsere Angaben darüber der Mutter nicht mitteilen würden.

Mit freundlichen kollegialen Grüessen

Staatsarchiv Thurgau
Sign. 910 6.2/9857

23.5. 1960

K/Ch

Schwester Annelise Meyer
Höfikon

Sehr geehrte Schwester,

Sie sind am letzten Samstag, ohne sich abzumelden, nach Hause gefahren und haben, ohne uns zu berichten, am Sonntagmorgen Ihre Arbeit überhaupt nicht aufgenommen. Erst auf unsere Erkundigungen hin haben wir erfahren, dass Sie daheim sind und dass Sie krank seien.

Sie wissen, dass dieses Verhalten gegen die Vorschriften des Anstaltsreglementes verstösst und dass Sie dadurch die fristlose Entlassung zu gewärtigen haben. Wir sind entgegenkommenderweise und ausnahmsweise bereit, von der fristlosen Entlassung abzusehen. Wir sind aber leider gezwungen, Ihnen Ihre Stelle auf den 30. Juni definitiv zu kündigen.

Wir würden es in Ihrem eigenen Interesse für wenig zweckmässig halten, wenn Sie noch einmal hierher kommen würden. Eine Wiederaufnahme der Arbeit bis zum 30. Juni ist ausgeschlossen. Wir werden die Oberschwester beauftragen, dafür besorgt zu sein, dass Ihnen Ihre Effekten nach Ebikon geschickt werden, und die Verwaltung wird die finanzielle Regelung ebenfalls per Post zustellen.

Wir hoffen, dass Sie sich gesundheitlich bald erholen und wünschen Ihnen für Ihre Zukunft alles Gute.

Mit vorzüglicher Hochachtung

an schreiben

Staatsarchiv Thurgau

Sign. 910 4.4.1/525

Herrn Hans Meyer-Steiger
Höchmatt 15
Ebikon Lz.

Sehr geehrter Herr Meyer,

Wie Sie wissen, ist Ihre Tochter Annelise am letzten Samstag nach Hause gekommen und hat am Sonntagmorgen ohne rechtzeitige Entschuldigung ihre Arbeit in der Anstalt nicht aufgenommen. Erst auf tel. Anfrage unsererseits haben wir erfahren, dass Ihre Tochter daheim ist und dass sie krank sei. Ihre Tochter musste genau wissen, dass ihr Verhalten gegen die Anstaltsordnung verstösst und dass sie bei diesem Verhalten mit der fristlosen Entlassung laut Anstaltsreglement zu rechnen hat. Wie wir heute in einem eingeschriebenen Brief Ihrer Tochter mitteilen, sind wir ausnahmsweise im Sinne des Entgegenkommens bereit, Ihrer Tochter die Stelle auf den 30. Juni zu kündigen. Sie kann aber ihre Arbeit hier unter keinen Umständen wieder aufnehmen, und wir raten ihr in ihrem eigenen Interesse davon ab, noch einmal hierher zu kommen.

Die Oberschwester hat uns berichtet, dass Sie bei ihrer tel. Anfrage sehr unfreundlich gegen sie gewesen seien. Es hat uns dies sehr erstaunt und befremdet. Es besteht nicht der geringste Grund Ihrerseits uns unfreundlich zu begegnen. Wir vermuten, dass Sie über die tatsächlichen Verhältnisse entweder unvollständig und ungenau oder unrichtig orientiert sind. Wir gestatten uns deshalb Sie ganz kurz über Folgendes zu orientieren:

Ihre Tochter ist am 28.10. 1957 bei uns als Lernschwester eingetreten. Leider mussten wir schon bald bemerken, dass sie seelisch nicht im Gleichgewicht war. Sie hat uns aber versichert, dass es ihr hier verhältnismässig gut gehe, dass es ihr vor allem sehr gut gefalle und dass sie unbedingt hier bleiben möchte. Wir haben gehofft, dass sich die Ausbildung wie bei vielen andern Fällen auch bei ihr günstig auf ihr seelisches Gleichgewicht und ihre seelisch Reifung auswirken könnte.

Wie Sie wahrscheinlich wissen, ist Ihre Tochter schon vor langer Zeit mit 2 Kolleginnen von hier nach Florenz in die Ferien gefahren. Dort scheint es zu schweren Zwischenfällen gekommen zu sein, indem Ihre Tochter in einen Dämmerzustand verfiel, in welchem ihre Kolleginnen mit ihr grosse Unannehmlichkeiten hatten.

Es zeigte sich dann, dass sich der Zustand Ihrer Tochter hier nicht besserte, sondern verschlimmerte. Sie konnte nur noch arbeiten, wenn sie behandelt wurde. In den

letzten Monaten hat sich die Situation in verschiedenen Beziehungen zugespitzt. Die Arbeitsleistungen Ihrer Tochter wurden derart gering, dass wir uns sagen mussten, wir könnten es auf die Dauer nicht verantworten, ihr bei solchen Leistungen Lohn zu bezahlen. Zudem zeigte sich immer mehr die Tendenz Ratschläge, die ihr vonseiten der Oberschwester und der sie behandelnden Oberärztin gegeben wurden, in den Wind zu schlagen und sich nicht an Anweisungen zu halten, die man ihr erteilte. Ihre Tochter schien ihre Situation in der Anstalt immer weniger zu realisieren und benahm sich immer häufiger derart, dass es ihren Kolleginnen und zum Teil auch den Patienten als krankhaft auffiel. In den letzten Tagen ist es mehr als einmal vorgekommen, dass sie nachts im Pyjama, nur mit einem Mantel bekleidet, innerhalb und ausserhalb des Anstaltsareales auf die Strasse ging, und mit ihrem Verhalten derart aus dem Rahmen fiel, dass Kolleginnen in ernste Sorge über sie gerieten und Meldung erstatteten. Wir mussten dann Ihrer Tochter erklären, dass es in dieser Weise nicht mehr weitergehe, nachdem sie früher schon mehrfach verwahrt worden war und man ihr erklärt hatte, dass ihr Benehmen sich wesentlich ändern müsse, wenn sie daran festhalte, hier bleiben zu wollen.

Sie werden verstehen, dass wir unter diesen Umständen nicht in der Lage sind, auf unsern Entschluss, Ihre Tochter zu entlassen, zurückzukommen. Es war lediglich ein ausserordentliches Entgegenkommen unsererseits, dass wir Ihre Tochter solange behalten haben, und wir haben uns dabei einzig und allein durch den ganz dringenden Wunsch Ihrer Tochter, die Lehre bei uns zu machen, leiten lassen.

Wir sind zur Ueberzeugung gekommen, dass bei Ihrer Tochter psychische Störungen vorliegen, und müssen Ihnen dringend raten, einen Nervenarzt zu konsultieren. Wir sind gerne bereit diesem die Ergebnisse unserer Erfahrungen mit Ihrer Tochter zur Verfügung zu stellen, wenn Sie uns selbst seinen Namen mitteilen oder wenn er uns direkt anfragt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Einschreiben

Direktion
der Heil- & Pflegeanstalt
Münsterlingen

Dr. Zöllner

H. Meyer

SCHULARTIKEL

EBIKON-LUZERN

TELEFON 041/61842
POSTCHECK VII 10402

GEGR. 1920

vormals J. Meyer, Klosterstr. 11 Luzern

Ebikon, den 24.5.60.

Direktion der
Heil- und Pflegeanstalt

Münsterlingen TG

Ihr Chargé-Schreiben
K/Ch vom 23.5.1960

Sehr geehrter Herr Doktor Zolliker,

mit Bedauern habe ich von
Ihrem Schreiben, betreffend die Entlassung meiner Tochter
Annelis Kenntnis genommen.

Wie dem auch sei, gestatten Sie mir sicher dazu Stellung
zu nehmen. Annelis ist am Samstag um Mitternacht in Luzern
angekommen. Sie sah sehr erschöpft aus und sagte: "die Ober-
schwester erklärte, ich sei keine Schwester, ich sei ein Huren-
Meitli, ich solle gehen". Am Sonntagmorgen um sieben Uhr habe
i c h die Oberschwester angerufen und ihr erklärt, dass Anneli
da sei, und habe sie gebeten, man möchte ihr einen Krankheits-
Urlaub geben damit man zur Angelegenheit nicht sofort Stellung
nehmen müsse. Wenn Ihre Oberschwester Math. Vogt erklärt, ich
sei bei i h r e m Telefonanruf "sehr unfreundlich" gewesen,
so lügt sie bewusst, denn sie hat mich nicht telefonisch ange-
rufen.

Anlässlich meines Telefonaufrufes an die Oberschwester -
um die Annelis zu entschuldigen - sprach zuerst die Obersch
so, als sie überhaupt nicht Zeit hatte für mich, sie müsse jetzt
Examen abnehmen und am Montag sei sie den ganzen Tag weg und
komme erst spät am Abend heim etc. Ich habe mich anlässlich je-
nen Telefongespächs absolut korrekt verhalten und weise jede
Anschuldigung energisch zurück. Ich stelle fest, dass die in
Ihrem eingangserwähnten Schreiben angeführten Gründe für die
Kündigung nicht den Tatsachen entsprechen.

In Bezug auf die Kündigung per 30. Juni werde ich Ihnen
gegenüber Stellung beziehen, sobald ein Gutachten eines neu-
tralen Nervenarztes vorliegt. Es freut mich, dass Sie bereit
sind Ihre Ergebnisse bezw. Ihre Erfahrungen mit Annelis einem
andern Nervenarzt zur Verfügung zu stellen.

Ich bitte um Kenntnisnahme und zeichne mit

vorzüglicher Hochachtung

Einschreiben

f. v. Meyer
Staatsarchiv Thurgau
Sign. 9'10, 4.4.1/525

30.5. 1960

K/Ch

Herrn H. Meyer
Schulartikel
Ebikon Lz.

Sehr geehrter Herr Meyer,

Auf Ihren Brief vom 24. Mai betr. die Entlassung Ihrer Tochter Frl. Annelies M e y e r aus unserer Anstalt können wir Ihnen Folgendes mitteilen:

Es ist richtig, dass S i e am Sonntag, den 22. Mai morgens 7 Uhr hier angerufen haben, umt mitzuteilen, dass Ihre Tochter nach Hause gekommen sei. Unsere Darstellung beruhte auf einem Missverständnis und nicht, wie Sie vermuten, auf einer Lüge der Oberschwester.

Die Oberschwester bestreitet, Ihrer Tochter "Hurenmaitli" gesagt zu haben. Die Vize- Oberschwester war bei dem Gespräch zugegen und bestätigt, dass dieses Wort nicht gefallen ist. Ihre Tochter muss sich getäuscht haben, was umso eher möglich ist, als Ihre Tochter der sie behandelnden Oberärztin öfters erklärt hat, dass sie sich an gewisse Gefühls- geladene Ereignisse überhaupt nicht oder nur ganz unklar erinnern könne. Solche Situationen sind besonders dann entstanden, wenn sich Ihre Tochter nicht so aufgeführt hat, wie wir das von einer Schwester erwarten müssen, und wenn man ihr erklären musste, es könne so nicht weitergehen. Bei dem fraglichen Gespräch handelte es sich auch wieder um solche Probleme.

Ergänzend zu unserm letzten Brief müssen wir darauf hinweisen, dass Ihre Tochter durch die sie behandelnde Oberärztin klar und eindeutig verwarnt worden ist. Es wurde ihr gesagt, dass wenn ihr Verhalten nicht ganz wesentlich besser werde, sie die Lehre nicht beenden könne und entlassen werden müsse.

Wir mussten uns bereits am Freitag, den 20. Mai entschliessen Ihre Tochter zu entlassen nach den nächtlichen Zwischenfällen, von denen wir Ihnen berichtet haben. Da wir ihre abnorme Reaktionsweise kannten, haben wir uns entschlossen Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, Ihre Tochter hier abzuholen. Dieser Brief wäre am Montag geschrieben worden. Es war aus äussern Gründen nicht möglich, dies bereits am Samstag zu tun. Unterdessen haben sich dann die Ihnen bekannten Zwischenfälle ereignet.

Sie können versichert sein, dass wir Lernpflegepersonal nur dann entlassen, wenn es sich unter keinen Umständen verantworten lässt, das Anstellungsverhältnis aufrecht zu erhalten, und wenn alle Bemühungen unsererseits den Abschluss der Lehre doch noch zu ermöglichen, als gescheitert betrachtet werden müssen. Wenn wir uns im Falle Ihrer Tochter etwas vorzuwerfen haben, so ist es das, dass wir zu lange zugesehen

Staatsarchiv Thurgau

Sign. 9.10.4.4.1/525

haben. Wenn wir Sie nicht vorher benachrichtigten, so deshalb weil Ihre Tochter das nicht wünschte und geltend machte, dass sie daheim für ihre Schwierigkeiten kein Verständnis finde.

Wir selbst bedauern die Situation, die entstanden ist, ebenfalls und hätten es natürlich vorgezogen, wenn Ihre Tochter wie andere Schwestern unserer Anstalt ruhig ihre Arbeit gemacht hätte und wenn sie sich in die Anstaltsordnung gefügt hätte. Bei ihrer Intelligenz hätte sie das zweifellos eine tüchtige Schwester werden können.

Mit vorzüglicher Hochachtung

30. Juni 1960.

Fräulein
Annelies Meyer,
Höchmatt-
E b i k o n /LU .

Sehr geehrtes Fräulein Meyer!

Nachstehend erhalten Sie die Aufrechnung
über unsere Besoldungsanweisung vom 30. ds.:

Besoldung per Mai a.c.	Fr	265.20	
Kostvergütung Frei-Tage Mai	Fr	35.--	
Besoldung per Juni a.c.	Fr	<u>268.--</u>	= 568.20
./.			
Guthaben Portier	Fr	3.30	
Guthaben Hummel	Fr	18.75	
Frachtauslagen anl.Umzug	Fr	16.70	
Steuerrechnung 1. Sem.60	Fr	99.10	
Porto für Mandat	Fr	<u>-.70</u>	= 138.55
Ihr Guthaben per heute			Fr 429.65

Mit vorzüglicher Hochachtung:

Staatsarchiv Thurgau
Sign. 9'10, 44.1/525

H. Meyer

SCHULARTIKEL

EBIKON-LUZERN

TELEFON 041 / 6 18 42
POSTCHECK VII 104 02

—
GEGR. 1920

vormals J. Meyer, Klosterstr. 11 Luzern

Ebikon, den 2.7.60.

An die
Verwaltung der
Heil- und Pflegeanstalt
Münsterlingen TG

Besoldungsanweisung v. 30.6.60

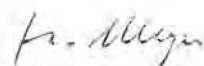
Sehr geehrter Herr Verwalter,

ich bestätige Ihnen den
Empfang von Fr. 429.65 gemäss Ihrer Abrechnung vom 30.6.60.

Mit obgenannter Abrechnung bin ich nicht einverstanden. Ich
ersuche Sie höflich, die in Abzug gebrachten Beträge für
Frachtauslagen, Steuern und Mandat mit beiliegendem Einzahlungs-
schein zu überweisen.

Ferner ersuche ich Sie, mir eine Abschrift des Lernvertrages
zuzustellen. An Hand meiner Unterlagen ist es mir leider nicht
möglich zur Lohnabrechnung endgültig Stellung zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung



Beilage erw.

Staatsarchiv Thurgau
Sign. 9'10.4.4.1/525

Kopie zum
gefl. Kenntnisnahme
& mit bestem Grüßen
P. Max Roesle

Den 5. Juli 1960.

Herrn Oberarzt
Professor Dr. med. W. Stoll
Direktor der Heilanstalt Burghölzli
Z ü r i c h 8

Sehr geehrter Herr Professor,

In Beantwortung Ihrer Anfrage vom 29. Juni a.c. kann ich Ihnen das Folgende mitteilen:

In beruflicher und seelsorglicher Angelegenheit hat mich Fräulein Annelies Meyer tatsächlich einige Male aufgesucht. Dabei gewann ich einen guten Eindruck von ihr: sie gab offen und höflich Antwort auf meine Fragen. Es zeigte sich auch, dass das Elternhaus neben finanzieller Enge noch durch den Mangel an der nötigen Nestwärme verdüstert war. Frl. Meyer erwarb dann in Freiburg das Handelsdiplom und war hernach ein Jahr in Ebikon an einer Bureaustelle und dann noch ein Halbjahr als Bureaulistin auf der Fremdenpolizei Luzern tätig.

Als Beruf möchte sie auch jetzt noch unbedingt einen Sozialberuf ergreifen. Deswegen hatte sie auch grosse Freude an der Irrenpflegerinnenausbildung, die sie während 2 1/2 Jahren in Münsterlingen bezuchte, bis sie dann dort sehr übereilt davon lief und man ihr die Rückkehr verweigerte. Persönlich scheint mir, dass in Münsterlingen doch nicht alle Fehler bloss auf ihrer Seite lagen, sondern dass eine unnötig starke Aversion der Schulleiterin gegen Frl. Meyer bestand. Auch hat man Frl. Meyer in Münsterlingen doch wohl zu massiv zur psychoanalytischen Behandlung genötigt.

Es schien mir daher richtig zu sein, dass Frl. Meyer alles daran setzt, die schon so weit gediehene Irrenpflegerinnenlehre abzuschliessen. Da ich sie auf keiner Lüge in ihrer Darstellung ertappte, riet ich ihr, unter ruhiger Erwähnung ihrer Flucht aus Münsterlingen bei der Heilanstalt Burghölzli in Zürich das Gesuch zu stellen, dort ihre unfertige Fachausbildung abschliessen zu dürfen.

Ich würde es daher begrüssen, wenn Frl. Meyer diese Chance gegeben würde und möchte Sie, sehr geehrter Herr Professor, auch meinerseits darum bitten. Frl. Meyer ist sittlich hochstehend und intelligent und wird Ihnen für die Gewährung dieser wichtigen Chance gewiss ihr ganzes Leben lang dankbar sein.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung verbleibe ich
Ihr

(P. Max Roesle)

K/Oh

9.7. 1960

Herrn H. Meyer
Schulartikel
Ebikon Lz.

Wingarten, W. W. W. W.
Not-A. P. P. P. P.
W. W. W. W.
Der Verwalter:

Sehr geehrter Herr Meyer,

Herr Verwalter Herzog übergibt uns Ihren Brief vom 2. Juli zur Beantwortung. Sie erörtern in diesem Brief 2 Probleme.

1. Lehrvertrag: Wir können Ihnen keine Kopie eines Lehrvertrages schicken, da ein solcher nicht existiert. Soweit wir unterrichtet sind, ist es in der Schweiz allgemein nicht üblich, dass das Lehrverhältnis in der Pflege Gemüts- und Geisteskranker durch einen Lehrvertrag geregelt wird, und in unserer Anstalt im speziellen besteht kein derartiges Vertragliches Verhältnis. Es hat das verschiedene Gründe, z.T. hängt es damit zusammen, dass kein Lehrgeld erhoben wird und dass die Lehrtöchter von Anfang an neben Kost und Logis eine relativ hohen Gehalt beziehen. Andererseits hängt es mit den speziellen Verhältnissen in diesem Beruf zusammen, die vertragliche Verpflichtungen für beide Seiten als recht schwierig zu fassen und durchzuführen erscheinen liessen. Die Angelegenheit wurde in den zuständigen Kommissionen vielfach erörtert und der heutige Stand ist der Ihnen soeben dar-gelegte.

2. Sie beanstanden die Abrechnung unserer Anstalt. Wir sehen uns genötigt, Ihnen offen zu sagen, dass wir es als äusserst bemühend empfinden von Ihnen eine solche Beanstandung zu bekommen nach allem, was wir während der Anwesenheit Ihrer Tochter in unserer Anstalt für diese und in deren Interesse und auf deren ausdrücklichen Wunsch hin getan haben. Wir müssen erneut aus Ihrem Schreiben schliessen, dass Sie die Situation offenbar vollkommen missverstehen und falsch beurteilen. Wir müssen erneut darauf hinweisen, dass Ihre Tochter bei uns ein ungewöhnliches Entgegenkommen und Verständnis gefunden hat. Wir haben Ihnen ja bereits geschrieben, wie wenig Ihre Arbeitsleistungen vor allem in den letzten Monaten befriedigten, und wir müssen auch die Brledigung ihrer Entlassung und die Auszahlung des Lohnes für den ganzen Monat Juni als äusser-ordentliches Entgegenkommen unsererseits bezeichnen. Wir können wirklich nicht verstehen, wie Sie in dieser Situation dazu kommen an uns noch Forderungen zu stellen, und wir können nicht umhin, Ihnen zu sagen, dass uns dieses Ihr Verhalten nicht nur befremdet, sondern aufs schwerste enttäuscht. Im einzelnen möchten wir nur darauf hinweisen, dass die Gemeindeganzlei ausstehende Steuern unseres Personals unserer Verwaltung

Staatsarchiv Thurgau

Sign. 910. 4.4.1/525

meldet und dass die Schriften nicht ausgehändigt werden, wenn die Steuern nicht bezahlt sind. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als aus dem Guthaben Ihrer Tochter die Steuer zu begleichen, das ist geschehen und wir können die bezahlten Steuern nicht von der Gemeindeverwaltung zurückholen. Wie sie dazu kommen, die Frachtauslagen zurückzuverlangen, ist uns ebenfalls unverständlich.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Handwritten notes in the left margin, including the number "15238".

H. Meyer

SCHULARTIKEL

EBIKON-LUZERN

TELEFON 041/5 1642
POSTCHECK VII 10402

GEGR. 1920

Schule J. Meyer, Koberstr. 11 Luzern

Ebikon, den 16.7.60.

Herrn
Dr. R. Kuhn
Heil- und Pflegeanstalt
Münsterlingen TG

Ihr Schreiben vom 9.60.

Cornelia Meyer

Sehr geehrter Herr Dr. Kuhn,

In meinem Schreiben vom 2.7.60
an die Verwaltung beanstandete ich die Lohnabrechnung für
meine Tochter. Daraufhin haben Sie mir eine Antwort erteilt,
die auf die vollste Missverständlichkeit der Rechtslage Ihremselbst
schließen lässt.

Sie hegen Gefühle der Befremdung und der Enttäuschung,
weshalb, dass ich der Verwaltung eine rechtlich begründete
Beanstandung der Lohnabrechnung zukommen liess, bevor Sie
die Rechtsfrage zu untersuchen gedenken und berufen sich auf
Ihre so und sovielen Bemühungen für meine Tochter während ihres
Aufenthaltes in Münsterlingen und erwähnen überdies die "ausser-
ordentlichen Mitgefühle", die Lohnzahlung bis 31. Juni, das
das Gewerbegericht Ihnen wohl auferlegt, wenn nicht noch zu
mehr verpflichtet hätte. Mit der Rechtsfrage befassen Sie sich
überhaupt nicht.

Ihre Bemühungen für meine Tochter hätten mich zu Dank
verpflichtet, wenn sie darin bestanden hätten, dass Sie ein
Orientierungsschreiben an die Eltern der damals noch minder-
jährigen Tochter gerichtet hätten. Alles Andere hätten Sie nicht
erapen können; insbesondere die erteilte Psychotherapie! Ich
lasse mir aber etwas Anstoss, als ein Schulverhältnis zu Ihnen
auswischen für diese Ihre vermeintlichen guten Leistungen.

Was den Abzug von Lohnabgaben für angeblich bezahlte
Steuern betrifft schreiben Sie, dass die Gemeindeganzlei die
Schriften nicht aushändigt, wenn die Steuern nicht bezahlt sind
und dass Ihnen gar nichts anderes übrig blieb, als aus dem Lohn-
guthaben meiner Tochter die Steuern zu begleichen. Bevor dieses
Thema hatte vor noch nicht allzu langer Zeit der Brückstern-
Anwalt im Radio gesprochen. Es dürfte also der Gemeindeganzlei

Staatsarchiv Thurgau

Sign. 970.44.1/525

und Ihnen bekannt sein, dass ein Recht auf Rückbehalt der Schriften zufolge ausstehender Steuer nicht begründet ist. Wegen der Abrechnung eine rechtmäßige Quittung für die bezahlten Steuern und die Schriften beigelegt worden, so hätte ich auf eine Rückforderung, verzichtet.

Darüber schreiben Sie, dass es Ihnen unverständlich sei, dass ich dazu komme die Abzüge der Ihren Freibetragungen zurückzufordern. Die Direktion hat meine Rechnungen abgesehen, wochentlich nach Musterlingen zu kommen. Daraus schloss ich, dass die Anstalt für die Rückzahlung der Hebeligkeiten aufkomme. Ebenso verhält es sich mit dem Mandatspass.

Ich hoffe gerne, dass es Ihnen an Hand meiner Darlegungen möglich sein werde, für meine Standpunkt Verteidigung aufzubringen. Somit glaube ich, dass es doch noch möglich sein wird die Angelegenheit ohne den Richter zu regeln und begrüsse Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

H. Meyer

VERWALTUNG
DER
HEIL- UND PFLEGEANSTALT
MÜNSTERLINGEN

Tel. 0714 82224

MÜNSTERLINGEN, den 20.7.1960.

Herrn
H. Meyer, Schulartikel,
Ebikon-Luzern.

Sehr geehrter Meyer,

Höflich Bezug nehmend auf Ihr Schreiben vom 16.7.1960 schicken wir Ihnen in der Beilage ein Schreiben unserer Gemeindebehörde. Diese legt gleichzeitig auch die Quittung für die bezahlten Steuern Ihrer Tochter bei. Gern hoffen wir, Sie damit orientiert zu haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Heil- & Pflegeanstalt
Münsterlingen
Der Verwalter



Gemeinderatskanzlei Scherzigen

in Münsterlingen

Münsterlingen, 20. Juli 1960

Steueramt - Arbeitsamt - Einkommenkontrolle
Ausgleichskasse AHV
Zivilstandsamt
Telephon (072) 84543

Fräulein
Annelise Meyer
Pflegerin,
Heil- und Pflegeanstalt
MÜNSTERLINGEN

Betrifft: RATA-STEUER 1960

Als Beilage erhalten Sie die Quittung für die pro Rata-
Steuer bis 30. Juni 1960 von Fr. 99.10.

Bei plötzlichen Entlassungen ist es langjährige Praxis der
Verwaltung, die Steuern mit dem letzten Lohnzettel zu ver-
rechnen. Bis jetzt hat sich noch kein Steuerpflichtiger, der
sich nicht verpflichtet war der Gemeinde gegenüber seinen Verpflich-
tungen nachzukommen, daran gestossen. Bei den ausserordent-
lich wegen Wechsel der Angestellten bei den kantonalen An-
stalten ist diese Praxis unumgänglich, da sonst der Gemeinde
Verluste entstehen würden.

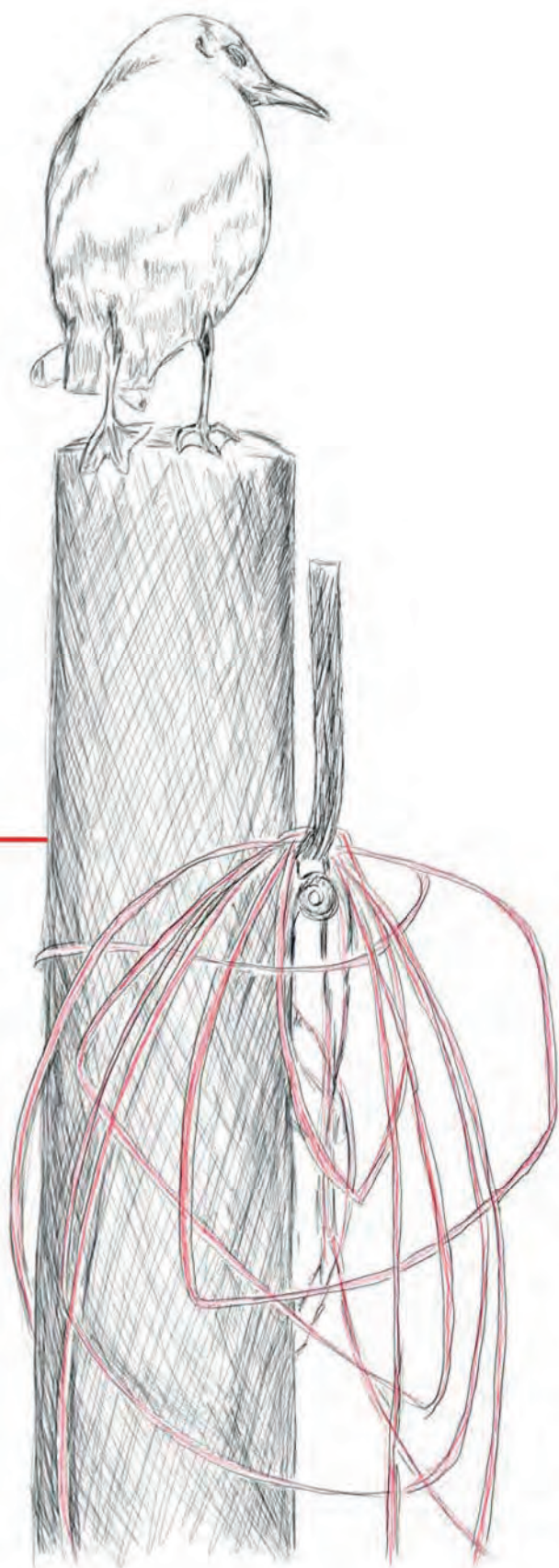
Wir hoffen sehr, dass Sie dies ebenfalls begreifen und grü-
ssen Sie

hochachtungsvoll
Municipalgemeinde
Scherzigen
Steuern.

Beilage: 1 Quittung

Text: Annelis Dickmann-Meyer
Illustrationen
und Layout: Bettina Dickmann-Surber
Lektorat: Sibylle Dickmann-Perrenoud

Basel, 2024
Im Eigenverlag



«Seeseite Münsterlingen»

Eine zweiseitige Sicht auf die Geschehnisse in Münsterlingen von 1957-1960.

Einerseits die Erzählungen der Erlebnisse in der Ausbildung aus Sicht von Annelis Dickmann-Meyer, andererseits die Protokolle der Klinik und der Briefverkehr zwischen Klinik und Vater.

Der rote Faden der Manipulation und Kontrolle zieht sich durch beide Seiten.